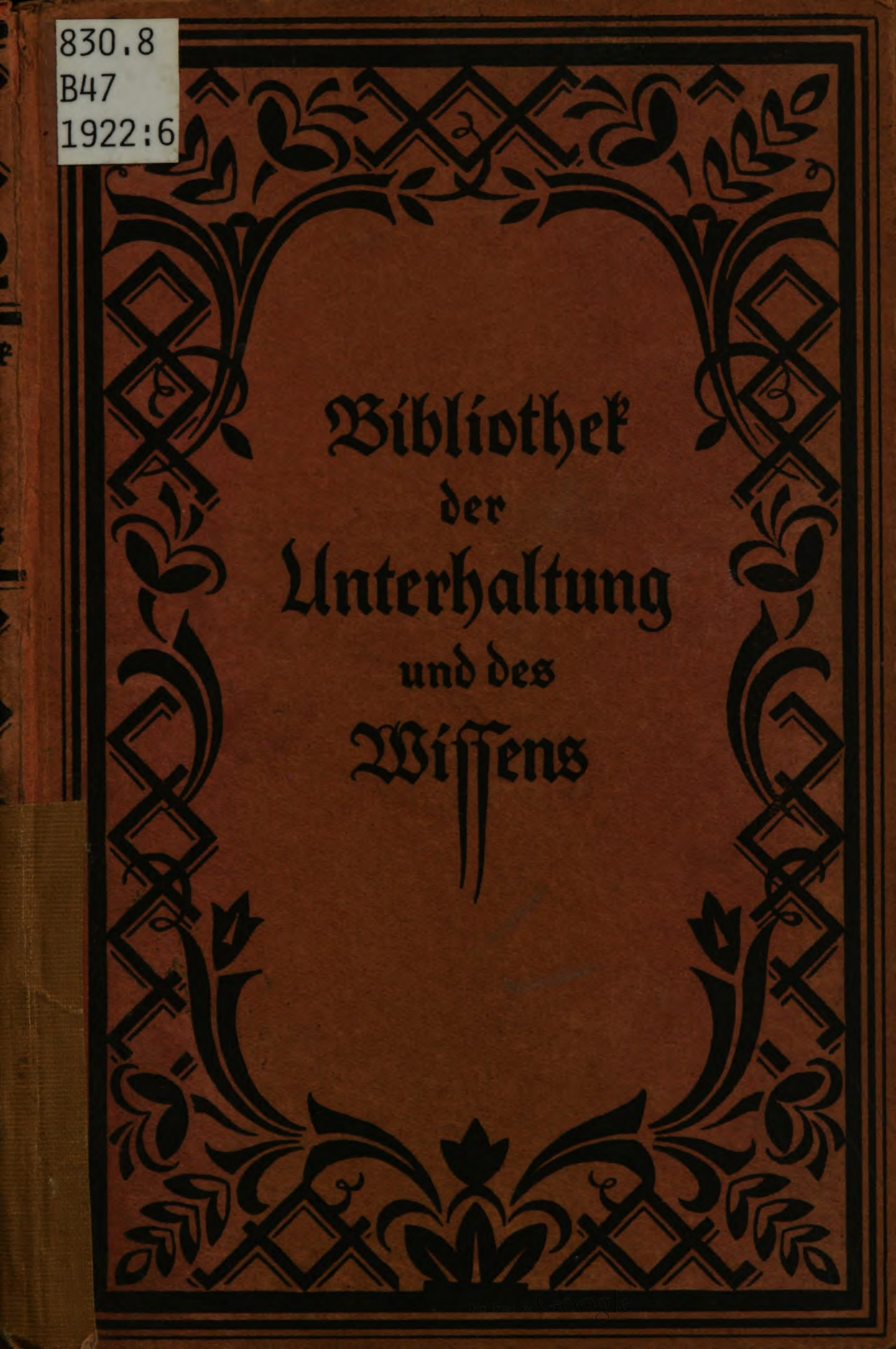
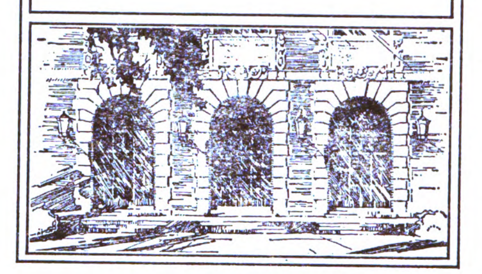

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens






Patent a.
D.R.G.M. 787047
Schöne Formen

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig

Soeben beginnt zu erscheinen:

K. F. Beckers Weltgeschichte

Sechste Auflage

Nach dem neuesten Stande des geschichtlichen Wissens

neu bearbeitet von

Studiendirektor Dr. Julius Miller

und bis zur Gegenwart fortgeführt von

Universitäts-Professor Dr. Karl Jacob

4900 Seiten Text / 1800 Abbildungen, Tafeln und Karten

Vollständig in 43 Lieferungen, wovon 42 Doppellieferungen sind

Der Preis für die 1. Lieferung beträgt 6 Mark

für jede folgende Doppellieferung 12 Mark

Die Vorzüge von Beckers Weltgeschichte sind längst bekannt und tausendfach anerkannt. Das hervorragende Werk eignet sich wie kein anderes sowohl für Studien wie fürs Haus, es ist die beste Weltgeschichte für jedermann, denn es verbindet mit wissenschaftlicher Zuverlässigkeit nach dem heutigen Stande der geschichtlichen Forschung das Anziehende einer reizvollen unterhaltenden Darstellungsweise.

Zweckmäßige Auswahl des Wichtigen und Wissenswerten, lebendige, erzählende Darstellung, übersichtliche Anordnung und Einteilung, breite Berücksichtigung der neuen und neuesten Geschichte, ungeschminkte Wahrheitsliebe und wärmstes Empfinden für unser deutsches Volk und Vaterland

sind es, die die Lektüre des Becker zum wertvollen Genuß machen. Diesen Vorzügen verdankt das berühmte Werk seine große Verbreitung, und die Bearbeiter der neuen (sechsten) Auflage haben es wohlverstanden, sie zu erhalten und zu erweitern.

Der moderne Leser verlangt, daß der gediegene Text durch authentische und künstlerische Illustrationen belebt werde. Auch in dieser Beziehung werden weitgehende Anforderungen befriedigt. **Kaum eine Seite, die nicht eine Abbildung nach einem antiken Originale oder nach einem Werke eines späteren klassischen Künstlers, eine charakteristische Landschaft, ein Trachtenbild oder ein anderes bedeutsames kulturhistorisches Merkmal zeigte** und so die weltgeschichtlichen Vorgänge, Stätten und Persönlichkeiten dem Leser näherbrächte. Das Werk entspricht gleichzeitig dem Wunsche Vieler nach einer übersichtlichen

Geschichte des Weltkrieges und der Revolution,

die hier erstmalig abgeklärt und volkstümlich in Wort und Bild geschildert werden.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen



Zu der Erzählung „Margareta Dyhres Weihnachtsgeschenk".
(S. 28) / Originalzeichnung von A. Wald.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-
beiträgen von hervorragenden
Schriftstellern und Gelehrten
sowie zahlreichen
Illustrationen



6. Band

Jahrgang 1922

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart / Berlin / Leipzig / Wien

Druck und Copyright der Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Inhaltsverzeichnis

Mannigfaltiges

Margareta Dyhres Weihnachtsgeschenk

Von Karl Nissen

Autorisierte Übertragung aus dem Schwedischen
von Henny Bock-Neumann

Mit Bildern von A. Wald

Das Landgut Nynäs, das einige Meilen von Vadstena entfernt lag und eine herrliche Aussicht über den Wettersee, das Gebirge und die umliegenden Dörfer bot, war endlich fertig geworden.

Der Besitzer, Herr Peter Dyhre, war nach mehrjährigem Aufenthalt im Ausland heimgekehrt.

Er hatte eine Erbschaft gemacht, durch die er ein schwerreicher Mann geworden war.

In Vadstena, in dessen unmittelbarer Nähe das herzogliche Besitztum gelegen war, hatte er zum erstenmal das noch unvollendete Schloß gesehen, das ihn höchlichst interessierte, denn Herr Peter Dyhre war ein Bewunderer der schönen flämischen Bauweise, die er in Holland bei einem längeren Aufenthalt studiert hatte.

Nun saß er eines schönen Sommertages in demselben Jahre, da Herzog Johann gestorben war, im alten Gildehaus von Vadstena und pokulierte mit dem Bürgermeister und einigen neugewonnenen Freunden.

Herr Peter Dyhre war ein verständiger und rechtschaffener Mann, aber der echte Steinberger, dem er eifrig zugesprochen hatte, war ihm zu Kopfe gestiegen, und der Freunde Schmeicheleien über seine Erzählungen von allerhand galanten Abenteuern in Holland machten ihn etwas ruhmredig.

In dieser Stimmung begann Herr Peter die gotischen

Fenstergewölbe im Mittelbau von Vadstenas Schloß zu kritisieren. Sie mißfielen ihm umso mehr, als er in dieser Stilart, die scharf mit dem Renaissancecharakter des Schlosses kontrastierte, nur den Ausdruck für katholische Gegenreformation zu einem Zeitpunkt sah, den Peter Dyhre als dem Protestantismus und der Renaissance zugehörig betrachtete.

Peter Dyhre stellte seinen großen Pokal so heftig auf den Eichentisch, daß er zersprang, worauf er seine Gäste dazu aufforderte, mit ihm zu wetten, daß er auf seinem neuen Besitztum einen Bau in reinem Renaissancestil aufführen und ihn vollenden würde, bevor der westliche Giebel des Schlosses von Vadstena fertig daſtände. Wie weit die Gäste sich auf die Wette einließen, ist nicht bekannt, aber das Ergebnis war, daß Herr Dyhre Baumeister aus Holland berief und tüchtige Maurer aus Norddeutschland kommen ließ.

Bald standen die Grundmauern zu einem imposanten Steinbau von zwei Geschossen da. Vier Jahre brachten sie damit zu, Schloß Nynäs zu erbauen.

Als das Bauwerk fertig war, ließ der fünfundvierzigjährige Peter Dyhre Nachbarn und Freunde zu sich entbieten, um sein Heim einzuweihen, und er bat sie, mit Töchtern und heiratslustigen sittsamen Jungfrauen zu kommen, denn — so sagte er — falls ihm eine gefiele, und falls diese bereit wäre, Hausfrau auf Nynäs zu werden, so könne sie dort bleiben, sofern sie es wolle, und mit Gott in Züchten und Ehren seine Gattin werden.

Ein solcher Vorschlag fand bei vielen der Eingeladenen Anklang, besonders bei denen, die heiratsfähige Töchter hatten. Was diese selber dachten, das war ja Nebensache, Herr Peter hatte nur zu wählen.

Eines schönen Sommerabends promenierte Herr Peter



am Ufer des Wettersees, um sich nach des Tages Last und Mühe zu erholen. Da erblickte er ein Boot auf dem See, das bei der schwachen Abendbrise dahinglitt. Er hörte eine liebliche Frauenstimme folgendes Lied zur Laute singen:

„Herr Peter, er reitet im Gut umher,
Es klirren die Sporen von Silber schwer,
Margreta stolz eilt zur Kammer,
Ihre Tränen rannen in Jammer,
Sie trug gar schweres Leid.

‚Und höre, Herr Peter, ich flehe dich an,
Laß mich von dannen gehen,
Die Botschaft kam, daß mein Vater krank,
Ich möchte ihn gerne sehen.‘

Stolz Margret ritt nach des Vaters Hof,
In ihrer Schönheit Blüte,
Ihr Vater stand draußen vor seiner Tür:
‚Willkommen!‘ sprach er voll Güte.
‚Und wie steht's mit dem jungen Gatten dein,
Und wie steht es dort in Roma?‘

‚Mit dem jungen Gatten steht es gut,
Und gut steht alles in Roma.
Doch mir tät es ein kleiner Page an,
Und das tät mir nimmer frommen.

Sie sperrten Stolz Margret ins dunkle Haus
Und hielten sie dort in Banden,
Verboten allen Mädchen und Fraun,
Zu ihr zu gehn, die in Schanden.

Dort saß sie die ganze Winternacht
Nach ihres Vaters Willen:
Dort gebar sie, ach, ein Söhnelein,
Dann lag sie tot und stille.
Sie trug gar schweres Leid ...“



Peter Dyhre war von dem schönen Gesang ergriffen und winkte eifrig, damit das Boot lande, aber es verschwand hinter einer bewaldeten Landspitze, ohne daß die Insassen sich im geringsten an Herrn Peters ermunternden Zuruf, bei ihm zu landen, kehrten.

Im Laufe des folgenden Tages langten seine Gäste an. Peter Dyhre war ein angenehmer Wirt, er hatte an alles und an alle gedacht.

Acht Tage waren die Gäste auf Nynäs versammelt, dann begannen sie heimzuziehen. Herr Peter hatte sich nicht entschließen können, seine Wahl zu treffen, obwohl es an Aufmunterungen nicht gemangelt hatte. Als er wieder allein war, begann er daran zu zweifeln, daß er jemals eine passende Hausfrau für Nynäs finden würde. Dann erinnerte er sich aber eines älteren, verheirateten Jugendfreundes, den er in Vadstena zufällig in Gesellschaft seiner Tochter getroffen hatte; ihre dunklen, melancholischen Augen hatten einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. An diesen Freund schrieb er und klagte ihm seine Not.

Einige Wochen später, da Herr Peter seine Felder inspiziert hatte und bestaubt und müde heimritt, erklang aus einem der Fenster dieselbe Stimme, die er auf dem See vernommen hatte. Mit einem Satz sprang er aus dem Sattel, eilte die Treppe hinauf und trat ins Zimmer. Dort war Margareta Akeson mit ihrem Vater — Herrn Dyhres altem Jugendfreunde —, die in Nynäs angelangt waren. Jungfrau Margaretas herrlicher Gesang, ihre Schönheit und der Glanz, der aus ihren dunklen, träumerischen Augen strahlte, machten einen tiefen Eindruck auf Herrn Peter, und so freite er noch am selben Abend um die schöne, einundzwanzigjährige Margareta, die ihm mit tränenvollen Augen und bebenden Lippen ihr Jawort gab.

Sie vermählten sich, und Jahr auf Jahr ging rasch dahin, ohne daß etwas Besonderes geschah.

Herr Peter war viel auf Reisen, Frau Margareta saß zu Hause auf Nynäs.

Sie war mild und ernst; ein schwermütiger Zug lag auf ihrem schönen Antlitz.

Vergebens suchte Herr Peter im Laufe der Jahre die Wolken zu zerstreuen, die über Frau Margaretas weißer Stirn lagerten.

Peter Dyhre war zu Hause stets froh und heiter, es fehlte Frau Margareta nicht an schönen Geschenken, wenn er von seinen Vergnügungsreisen heimkehrte, über die allerlei Histörchen von galanten Abenteuern umliefen. Peter scherzte unter guten Freunden oft darüber, entschuldigte sich aber immer damit, daß sein Heim so langweilig und seine Ehe kinderlos wäre. Das sollte als Entschuldigung gelten.

Ein einziges Mal hatte Herr Peter versucht, mit Frau Margareta über die Ursache ihres Kummers zu reden, sie hatte sich aber darüber so aufgeregt, daß er sich vornahm, nie wieder zu fragen; außerdem erinnerte er sich recht wohl ihrer Worte, da sie ihm am Tage seiner Werbung ehrlich bekannt hatte, ein anderer habe einst ihre Liebe gewonnen, und den würde sie wohl kaum vergessen können.

Herr Peter hatte dennoch gehofft, daß eine solche Jugendliebe mit der Zeit schwinden müsse, aber bei Frau Margareta hatte er sich verrechnet.

Und mit der Zeit sah er ein, daß diese Liebe zu einem anderen immer zwischen ihm und der Hausfrau auf Nynäs stand.

Aber trotz alledem hegte er tiefe Neigung für Frau Margareta und grübelte vergebens darüber nach, wie

er ihre Liebe und ihr Vertrauen gewinnen und Sonne und Freude in sein Heim bringen könnte.

Es war gerade am Weihnachtsabend, während ein eisig-kalter Schneesturm raste. Frau Margareta hatte ihre Weihnachtsvorbereitungen beendigt und ihr Feiertags-gewand angelegt, das sie dem Fest zu Ehren trug. Jetzt setzte sie sich in dem zu dem großen Gemach gehörenden Erker nieder, der mit seiner tiefen Fensternische, wo das Klöppelkissen auf einem Tisch lag, einen behaglichen Winkel im Schein des nahen Kaminfeuers bildete. Frau Margareta blickte durch die kleinen, bleigefaßten Fenster-scheiben, deren lichtgelbe Farbe der kalten, rauhen Winter-stimmung draußen einen milden, gelbweißen Schimmer verlieh.

Der Wind war nach Nordost umgesprungen, und Schneeflocken wirbelten umher. Vom eisbedeckten Wettersee kamen heftige Windstöße; die vielen Wetterfahnen des Gebäudes knarrten, der Wind sauste zwischen den Gebäuden und trieb Schneekaskaden in wirbelndem Tanze von den breiten Dachflächen herab.

Einer der Knechte ging mit Hafergarben im Arm über den Hofplatz, die den Vögeln als Weihnachtschmaus beschert werden sollten.

Zwei große Wacholderbäume paradierten vor dem breiten Einfahrtsportal, und ein paar Tannen waren zu beiden Seiten der Heckenpfähle aufgestellt.

Ein halbwüchsiges Mädchen kam aus der Küche ge-laufen, um beim Aufstellen der Hafergarben zuzusehen. Der Anblick des Mädchens, das lachend über einen Schneehaufen sprang, um den Knecht auf kürzerem Wege zu erreichen, und das vergebens einen Schneeball zu formen suchte, um den Burschen damit zu werfen, er-

preßte der einsamen Schloßherrin einen tiefen, schweren Seufzer. Sie wendete langsam das Gesicht ab, erhob sich und ging ein paar Schritte, dann blieb sie stehen und ließ die Blicke über das große Gemach gleiten, um ihren Gedanken eine andere Richtung zu geben.

Der Feuerschein huschte über den Fußboden, das schwache Zwielicht des sinkenden Tages versuchte vergeblich, durch die tiefen Fensternischen mit ihren Vorhängen zu dringen.

Das Gemach war zum Weihnachtsfest geschmückt. Auf den Wandbänken zwischen den großen, reichgeschnitzten Schränken lagen Kissen und Polster aus flämischem Gewebe. Die Tische waren mit golddurchwebten Decken oder mit leinenem Tischzeug, das das Dyhresche Wappen trug, bedeckt. Prächtige Portieren verhüllten die Türöffnungen, und über den hohen Eichenpaneelen hingen die goldumrahmten Bilder von Peter Dyhres Vorfahren.

An der einen Giebelwand über dem Hochsitz mit dem reich in Gold geschnitzten Lehnstuhl hing das Bild des Stammvaters Adalbert Dyhre in der Rittertracht des vierzehnten Jahrhunderts, mit einem Paar klaren, herzensguten Augen und einem sinnlichen breiten Mund.

Frau Margareta schritt über die dunklen Eichendielen des Fußbodens hin und schaute sich um. Feierlich, fast drückend still war es in dem Gemach; nur das flammende Tannenholz knisterte, und ab und zu sprühte ein Funkenregen über die breite Kaminplatte.

Neben einem der Stühle stand eine Laute. Frau Margareta ergriff sie mechanisch, ließ ihre schlanken Finger über die Saiten gleiten, und ins Feuer starrend sang sie leise:

„Sie sperrten Stolz-Margret ins dunkle Haus
Und hielten sie dort in Banden,

Verboten allen Mädchen und Fraun,
Zu ihr zu gehn, die in Schanden.
Sie trug gar schweres Leid.

Dort saß sie die ganze Winternacht
Nach ihres Vaters Willen.
Dort ..."

Klirrend sprang eine Saite; gleichzeitig hörte man Rufe vom Hofe heraufdringen.

Frau Margareta erwachte aus ihren Träumen, schritt zum Fenster und erblickte einen ihr unbekannten Reisenden, den der Schnee unkenntlich gemacht hatte, und der langsam über den Hofplatz ging. Nach einer Weile kam ein Knappe mit und meldete: ein von südwärts kommender Reisender sei auf dem Wege nach Vadstena bei Nynäs in eine Schneewehe geraten; sein Schlitten läge umgestürzt in einem Graben. Er bäte um Erlaubnis, ein Pferd mieten zu dürfen, und um Hilfe und Beistand, den Schlitten zu reparieren.

Frau Margareta erteilte die notwendigen Befehle, da Peter Dyhre noch nicht heimgekehrt war. Vor einigen Tagen war er verreist, beabsichtigte aber, noch am Weihnachtsabend nach Hause zu kommen.

Der Knappe bekam die Weisung, zu bestellen, der Fremde solle allen Beistand finden, dessen er bedürfe, und daß man ihn im Gastzimmer bewirten wolle.

Niemand durfte zur Weihnachtszeit von dannen gehen, ohne Gastfreiheit genossen zu haben.

Der rote Sand im Stundenglas auf dem Kaminsims zeigte an, daß eine Stunde verflossen war, als der Knappe mit der Meldung kam, der Reisende bäte, eintreten zu dürfen. Da er nun den Namen des Fremden nannte,



stieg eine heftige Röte in Frau Margaretas bleiche Wangen; sie antwortete kaum hörbar.

Einen Augenblick später vernahm man knarrende Schritte auf den Eichenstufen der Treppe. Frau Margareta stand mit dem Rücken gegen das Licht gewendet neben einem Lehnstuhl, dessen Lehne sie mit der rechten Hand fest umklammerte, während sie die Linke auf ihr Herz preßte. Der Feuerschein beleuchtete ihr Antlitz, ihr Haar und ihr Gewand wundersam.

Die Tür öffnete sich, und der sechsunddreißigjährige, hohe, schlanke, aber etwas nachlässig gekleidete Oberlandrichter Ake Bengtson trat in das Gemach.

Er verbeugte sich verbindlich, sobald er die Schwelle überschritten hatte. Seine schönen, dunklen, aber etwas kurzsichtigen Augen blinzelten mit einem neugierigen Ausdruck nach der Herrin von Nynäs, während er mit monoton lispelnder Stimme seine Danksagungen auszusprechen begann. Der Knappe verließ das Gemach und schloß die Tür hinter sich.

Plötzlich stockte Herr Ake, und sein Gesicht zeigte einen überraschten, fragenden Ausdruck. Wo hatte er dies Antlitz doch schon früher gesehen? — Er suchte sich zu erinnern. Margareta Dyhre war der Name, den man ihm unten genannt hatte. Die höfliche Rede, auf die er sich vorbereitet hatte, wurde plötzlich von einem unmotiviert langgezogenen „Ah!" unterbrochen, denn eine langverblaßte Erinnerung tauchte vor ihm auf. Er entsann sich jetzt, obschon nur dunkel, einer zufälligen Bekanntschaft, die er vor einer Reihe von Jahren gemacht hatte, einiger Monate beharrlichen Hofmachens, eines lieblichen Sommernachtstraumes vor dem Tage seiner Abreise nach Wittenberg. Dann war die Erinnerung an diesen Abend verblaßt und verschwunden wie so viele, viele andere.

Herr Ake trat langsam einige Schritte näher. Es schien ihm, daß in Frau Margaretas Augen ein leicht erklärlicher Ausdruck von Unbehagen über dies Wiedersehen läge. Er starrte verlegen den Fußboden an. Alles war ihm so unerwartet und unvorbereitet gekommen. Schließlich blickte er wieder auf, legte die Hand auf sein Herz, verbeugte sich zeremoniell und sprach mit flüsternder Stimme: „Pardon, schöne Frau Margareta, aber wenn ich gewußt hätte, daß Ihr es seid, die jetzo den edlen Namen Dyhre führt, so würde ich Euch mit dem Anblick meiner Wenigkeit verschont haben."

Frau Margareta reichte ihm die Rechte.

„Ihr seid willkommen!"

Der Richter führte ihre Hand an seine Lippen.

„Darf ich das wirklich hoffen?"

„Ich habe Euch lange erwartet, Herr Ake, jeden Tag der vielen, vielen Jahre," antwortete Frau Margareta mit einer von unterdrückter Bewegung bebenden Stimme.

Ake Bengtson war endlich so weit, sich besser in die Lage zu finden.

„Ihr habt mich erwartet?" antwortete er, indem ein feines Lächeln über sein Antlitz glitt. „Bei allen Heiligen, von einem so großen Glück wagte ich nimmer zu träumen."

Frau Margareta senkte ihr Haupt.

„Dem Glück ist nicht zu trauen. Jedoch Gott ist gnädig. Er, der mir ein so schweres Kreuz auferlegte, er hat meine Gebete erhört und Euch zu meines Hauses Schwelle geführt."

Sie setzte sich auf eine der breiten Bänke zwischen den Fenstern und forderte den Gast auf, an ihrer Seite Platz zu nehmen.

„Hier sind wir ungestört," sagte Frau Margareta, „Herr Dyhre ist noch nicht heimgekehrt."

Einen Augenblick schwiegen beide.

Der Wind peitschte den Schnee gegen die Fensterscheiben, und zwischen dem Heulen des Sturmes vernahm man ab und zu einen Knall vom Wettersee, wenn die Kälte das Eis spaltete. Frau Margaretas Blicke ruhten auf dem Antlitz des Fremden. In seinen Augen lag ein Ausdruck, den sie nicht wiedererkannte; auch waren die Jahre nicht schonend über ihn hingegangen. War das wirklich der Mann, den sie einst so tief und innig geliebt, daß sie kein Opfer für ihn zu groß dünkte?

„Ihr habt lange Zeit in fremden Ländern geweilt, Herr Ake?" begann sie endlich leise.

„Sieben Jahre in Wittenberg! Eine große Stadt, das könnt Ihr glauben," antwortete er, während seine Augen bei dem Gedanken an viele frohe Erinnerungen einen besonderen Glanz erhielten, der auch keineswegs Frau Margaretas forschenden Blicken entging. „Später war ich in verschiedenen Orten unseres lieben Vaterlandes — im übrigen bin ich lange gereist und habe viel gesehen," schloß er mit selbstgefälligem Lächeln.

„Und Ihr seid Kupidos Pfeilen immer glücklich entgangen?" fragte Frau Margareta.

„Bei Gott, schöne Frau Margareta, einst traf mich ein Pfeil, der noch immer festsitzt!" lispelte Herr Ake und führte nochmals und schon kühner Frau Margaretas schöne Hand an seine Lippen.

Sie errötete, wandte ihr Haupt ab und seufzte. Liebte er sie noch? Sollte sie das zu hoffen wagen?

„Ich bin Euch Rechenschaft für meinen Brief schuldig, den ich Euch einige Monate nach unserer letzten Begegnung schrieb," sagte sie langsam und bemerkte nochmals den selbstgefälligen, fast triumphierenden Ausdruck in Herrn Akes Gesicht.

„Einen Brief?" Herr Ake suchte vergebens in seiner Erinnerung, es war alles wie verschwunden.

„Ja, ich entsinne mich," sagte er nach einer Weile und suchte seine Haltung zu wahren, „ach ja, ja!"

„Ich schrieb ihn auf meines Vaters Verlangen," antwortete Frau Margareta eifrig, „mir blieb keine andere Wahl, als Sie zu bitten, mich zu vergessen — und unseren Liebesbund. Mir blieb nichts anderes übrig. Herr Dyhre bezahlte meines Vaters Schulden. Als Entgelt sollte ich seine Gattin werden und ihm vorsingen. Niemand kümmerte sich um meines Herzens Sehnsucht. In Kummer und Einsamkeit mußte ich geduldig meine Zeit erwarten. Hier bin ich zehn Jahre gewesen, zehn lange Jahre!"

Frau Margareta schwieg, von Gemütsbewegung überwältigt.

Herr Ake ließ seine Hand liebkosend über Frau Margaretas gefaltete Hände gleiten und flüsterte mit sammetweicher Stimme: „Arme, holde Frau Margareta, so viel Herzeleid mußtet Ihr tragen und seid doch noch immer so schön und so anmutig wie einst!"

„Ach! Ihr macht mir Komplimente, aber wenn Ihr ahntet, wieviel ich um meiner Jugend Herzensliebe willen habe erdulden müssen, so würdet Ihr den Kummer verstehen, der auf mir lastete. Aber jetzund hat Gott sich meiner erbarmt. Er hat Euch hierher geführt, um Licht in all dieses Dunkel zu bringen. Ihr, meines Herzens allerteuerster Freund, werdet sicher helfen können. Und Ihr wollet es, nicht wahr, Herr Ake? Ihr werdet mir helfen, um all der Liebe willen, die Ihr mir einst so feierlich geschworen."

Herr Ake blickte sie fragend an.

„Ja, ja, sprecht Euch nur aus! Womit kann ich Euch helfen?" fragte er neugierig.

„Es ist wahr," sprach Frau Margareta weiter, „daß mein Gewissen schwer bedrängt war, als mein Herr Vater mir gebot, die Verbindung mit Euch zu lösen, aber das war nichts im Vergleich zu der grausamen Strafe, die mich traf, als mein Herr Vater mir das Kind fortnahm und es für immer vor mir verbarg. Auch auf seinem Sterbebett widerstand er meinem Flehen und Weinen, und ich erfuhr nichts über meines Kindes Schicksal. Wenn Ihr meinen Kummer verständet, Herr Ake, so würdet Ihr auch meine Sehnsucht begreifen. Zuweilen glaube ich meines Kindes Stimme zu hören, es ruft: ‚Mutter, Mutter!' Ich höre es in der Einsamkeit, zu allen Jahreszeiten, im sommerlichen Säuseln des Waldes, im Klagelaut des Sturmes draußen vom Wettersee, im Schneegestöber der Winterkälte, die ums Haus zieht. ‚Mutter!' ruft es. Ich hörte diesen Ruf in meinem Gemach, und so war es diese ganzen Jahre lang. Ach, erbarmt Euch, Herr Ake, helft mir es suchen, es finden, ehe seine flehende Stimme mein Herz vor Sehnsucht und Verzweiflung brechen macht!"

Frau Margareta streckte ihm ihre Hände flehend entgegen. Die dunklen, tränenvollen Augen starrten ihn mit einem unsäglichen Ausdruck von Schmerz und Sehnsucht an.

Eine unbestimmte Ahnung erfaßte ihn, aber dennoch hoffte er bis zuletzt, daß er sie mißverstanden habe.

„Herzliebste Frau Margareta, verübelt mir die Frage nicht, aber ist diese ganze Kummerphantasie nicht eine Folge davon, daß Eurem Gemüt das Gleichgewicht fehlt, und daß die große Einsamkeit hier Euch desselben beraubt hat? Wie gern würde ich Euch helfen wollen, aber — mein Herzgespiel — legt es mir nicht zur Last, daß meine freie Zeit gar so kurz bemessen ist, daß ich höchlichst

befürchten muß, sie reiche für diesen Zweck nicht aus. Es schmerzt mich in tiefster Seele, darauf verzichten zu müssen, für Euch zu wirken, aber saget, weshalb wendet Ihr Euch nicht an Euren Gemahl, den hochedlen Herrn Dyhre?"

Ein Paar dunkle, erstaunte Augen blickten Ake an. Aber nur eine flüchtige Sekunde. Dann senkten sich die dunklen Wimpern, ein schwaches Rot glitt über Frau Margaretas Wangen, und sie antwortete leise: „Ich hatte gehofft, daß der Vater meines Kindes derjenige sein würde, der mir vor allen anderen beistehen sollte."

Bengtson erhob sich ungestüm. Es war also nicht länger zu bezweifeln. Daß ein solches Ergebnis die Folge der Liebesändelei einiger Sommerabende sein konnte, setzte ihn in Verwunderung und kam ihm jetzt als höchst unwillkommene Überraschung. Er hatte wirklich alles vergessen und keine Ahnung davon gehabt, wie tief die Erinnerung an ihn in dieses noch jungen Weibes Leben eingreifen sollte.

Also Vater eines ... Ja, war es nun ein Sohn oder eine Tochter? Und all das mußte er gerade jetzt erfahren, da er nach Vadstena zu seiner schönen Cousine reiste, um die er warb. Das war ein unheimliches Pech! Er erinnerte sich, wie leicht es ihm geworden war, sie zu erobern! Ach ja! Er war dreiundzwanzig Jahre alt gewesen und sie achtzehnjährig. Weshalb mußte sie im Jugendlenz so leichtsinnig sein und den schönen Worten und holden Versprechungen eines liebeskranken Jünglings sofort Glauben schenken? Weshalb gab sie gleich nach? War das sein Fehler? Wenn er daran dachte, wie schwer ihm spätere Eroberungen gefallen waren, mußte die Erinnerung an ihr Entgegenkommen ihn dazu berechtigen, gewisse Schlußfolgerungen daraus zu ziehen, und ihn zu großer Vorsicht mahnen.

Während diese Gedanken sein Hirn durchkreuzten, glitt der Blick unbewußt über die Familienbilder des Gemachs. Bei seinen kurzsichtigen Augen und der etwas erregten Gemütstimmung schien es ihm, als ob die Bilder mit gehässigem Ausdruck auf ihn niederblickten. Peter Dyhre! Das war sicher ein heftiger und heißblütiger Mann. Das beste wäre, sich so schnell wie möglich zurückzuziehen. Er konnte ja immerhin versprechen ... doch nein! Ein Versprechen konnte Anlaß zu einem Briefwechsel geben, vielleicht ein kompromittierendes Zusammentreffen in Vadstena herbeiführen und Folgen zeitigen, die für seine Zukunftspläne verhängnisvoll werden mußten. Klug wäre es, den Knoten auf einmal zu durchhauen. Er hatte nicht vergebens in Wittenberg Jura studiert; ein solches Studium erzeugte einen praktischen Blick für das Leben und gestattete nicht, daß die Gefühle einen übermannten. Der Fall hatte seine juristische Seite, und als solcher sollte er mit wenigen Worten, jedoch zu seinem eigenen Vorteil erledigt werden. Akes Gesichtsausdruck nahm die starren Formen des Richters an und zeigte dieselben strengen Züge, die er an seinen juristischen Vortragenden in Wittenberg so oft beobachtet hatte.

Er betrachtete Frau Margareta einen Augenblick. Sie saß mit gefalteten Händen auf der Bank und sah mit einem Blick zu ihm auf, der in ängstlicher Erwartung fest an seinen Lippen hing. Frau Margareta war so berückend schön, so rührend lieblich in ihrem Kummer, daß ihr Anblick ihn in seinem Vorsatz fast wankend machte. Aber dann glitt sein scheuer Blick über die Bilder, und ohne Frau Margareta wieder anzusehen, begann er mit einer Stimme, die er im Klang so streng wie möglich zu machen suchte: „Ich bitte Euch um Vergebung, Frau Margareta, aber ich wäre nicht Euer aufrichtiger, ge-

treuer Freund, falls ich Euch nicht bäte, Euch meinen freundschaftlichen Rat erteilen zu dürfen. Es dünkt mich, daß Eures Herrn Vaters Vorgehen in diesem Falle Euch und mir zur Richtschnur dienen sollte, die ich mit Eurer Permission für alle Teile am dienlichsten erachte. Was das Gesetz in gleichem Falle zu Eures Herrn Vaters Gunsten sagen würde, könnte ich Euch gut und gern auf Grund meiner Studien in Wittenberg genau im Wortlaut berichten, sofern Ihr Latein verstündet. Aber wenn Ihr saget, daß die Sehnsucht nach diesem Kinde so schwer und bitter auf Eurem Gemüt laste, so glaube ich, daß diese Schwermut auch ihre Ursache darin haben kann, daß Eure Ehe kinderlos geblieben ist. Ihr müsset also Euren Gebeten einen anderen Inhalt geben. Bittet den allmächtigen Gott, Euch eine Leibesfrucht durch Euren edlen Gatten zu schenken. Gott ist gnädig, und könnten meine Fürbitten Euch zu einer solchen Freude verhelfen, so würde ich es als ein übergroßes Glück empfinden, Euch solchermaßen einen geringen Teil der Dankesschuld zu vergelten, für die ich Euch aus jener Zeit haftbar bin, da ich des Glückes teilhaftig war, Euch mein zu nennen."

Frau Margaretas anfangs flehend auf ihn gerichtete Augen hatten ihren Ausdruck nach und nach verändert. Während er noch sprach, hatte sie sich erhoben.

Stolz, fast majestätisch in ihrer schönen Festtracht, fühlte sie, wie jedes Wort, das von den Lippen des Richters fiel, ein Todesstreich für das Ideal war, das sie sich im Laufe der Jahre von ihrem Jugendgeliebten geschaffen hatte. Es sank in den Staub, es verschwand in weiter, weiter Ferne, es glitt so weit fort, daß ihre Augen den Mann selber nicht mehr sehen mochten, und daß seine Stimme wie ein schriller, unterdrückter Wehruf in der Ferne verklang.

Frau Margareta wandte sich langsam von ihm ab und blickte hinaus in das Schneetreiben. Es war, als sähe sie, wie sich ein Bahrtuch über den schönsten Traum ihres Lebens breite. Ohne sich nach ihm umzuwenden oder ihn auch nur eines Blickes zu würdigen, die Augen fest auf den Wettersee gerichtet, über dessen graublaues Eis die Schneeflocken in wildem Tanze wirbelten, sprach sie mit leiser Stimme: „Geh! Verwünscht seist du, der den Vater meines Kindes tötete!"

Dann brach ihre Stimme, und sie lehnte sich schwer gegen den Lehnstuhl.

Der Richter verbeugte sich. Sein Spiel war gewonnen, er hatte erreicht, was er wollte.

Nun war es nur noch nötig, sich mit einer geeigneten Abschiedsphrase in guter Haltung zurückzuziehen; da wurde eben eine Portiere beiseite geschoben, und Herr Peter Dyhre erschien in der Türöffnung.

„Gott mit Euch!" begann Peter Dyhre und schritt herein, während er sich an Ake Bengtsons zuerst überraschtem und dann entsetztem Aussehen weidete.

„Übrigens gebühret Euch großer Dank für Euren Besuch," sprach Peter Dyhre jovial gestimmt weiter, „und ich hoffe, daß Ihr meinen Dank als Weihnachtsgabe annehmen werdet, denn er ist ehrlich gemeint, obschon der Besuch nicht mir galt; aber das Gute, das Ihr meiner Gattin angetan habt, das habt Ihr auch mir erwiesen. Ja, Ihr brauchet die Hand nicht an Euer Schwert zu legen, mein bester Herr Richter. Weihnachten ist da. Und ich brauche hierin nicht Gerechtigkeit zu üben, weil sie, die das Recht zu richten hat, es soeben getan hat. Dabei wandte sich Herr Dyhre nach seiner Gattin um, die auf eine Bank vor dem Kamin niedergesunken war und ihr Antlitz in den Händen verbarg.

„Großen Dank, mein würdiger Herr Richter," setzte er nach einem kurzen Schweigen hinzu, „daß Ihr mir Frau Margareta zurückgegeben habt. In den ganzen Jahren unserer Ehe habt Ihr zwischen mir und ihr gestanden. Vergebens versuchte ich Euch von dem Platze zu verdrängen, den Ihr in ihrem Herzen eingenommen, aber es wollte nicht gelingen. Da kam der Zufall mir zu Hilfe. Das geschah, als ich erfuhr, daß Ihr nach Vadstena reisen wolltet. Ich machte nun einen letzten Versuch, und alles ging, wie ich es berechnet hatte. Ihr seid mit dem Schlitten umgestürzt und kamt hierher, um Hilfe zu holen. Aber der Kutscher, der Euch fuhr, war ich selber in Verkleidung. Aufrichtig gesagt, war ich geneigt, Euch auf den See hinauszufahren, um Euch in eine Wake zu stürzen. Es ist aber dennoch gut, daß es so kam, wie es jetzt ist. Ihr habt mir heute Frau Margareta wiedergegeben, und ich hoffe, mit der Zeit ihr Herz zu gewinnen, nachdem Ihr aufgehört habt, für sie zu existieren. Ja, das war es, was ich Euch sagen wollte, und gleichzeitig bitte ich um Entschuldigung, daß ich Euch nicht selber nach Vadstena fahren kann, aber der Schlitten wartet dort unten, und wenn Ihr in der Stadt sein wollt, ehe das Dunkel vollends hereinbricht, so tut Ihr am besten, so schnell wie möglich abzufahren. Frohe Weihnachten, mein würdiger Herr Richter, und glückliche Fahrt! Gestattet mir, Euch nach guter alter Sitte bis zur Schwelle zu geleiten."

Mit diesen Worten und mit einer bezeichnenden Geste öffnete Peter Dyhre die Tür für Ake Bengtson, der vergeblich seinen Abgang mit der Würde zu gestalten versuchte, die er der Lage für angemessen erachtete.

Herr Peter wandte sich nun seiner Gattin zu, die noch immer gramversunken vor dem Kamin saß. Er betrachtete

sie einen Augenblick und schritt auf sie zu. Doch plötzlich zögerte er, ein eigentümlich feuchter Glanz leuchtete in seinen Augen auf, und sein sonst so joviales Gesicht nahm einen schwer zu beschreibenden Ausdruck an. Dyhre war so ergriffen, daß Tränen in seinen Augen standen. Er ging und zog vorsichtig die Portiere von der Tür des angrenzenden Zimmers zurück. Bald darauf führte er ein kleines Mädchen an der Hand, das sich zögernd und verwundert in dem schönen, großen Saal umschaute.

Herr Peter legte seine Hand vorsichtig auf Margaretas Haupt und flüsterte mit einer Stimme, die vor Freude und Gemütsbewegung bebte: „Da der Vater Eures Kindes nun tot für Euch ist, hoffe ich, daß Ihr mir gestatten werdet, des Kindes Vater zu werden. Es steht hier, um Euch zu sagen, daß wir seit langem gute Freunde sind, daß ich aber bisher die Zeit nicht für geeignet hielt, es Euch zu überlassen.“ (Siehe das Titelbild.)

Damit schob Herr Dyhre das Kind behutsam zu Frau Margareta hin und verließ das Gemach.

Maria Schwanenberger

Eine bürgerliche Geschichte

Von M. Kaltenhauser / Fortsetzung und Schluß

Maria eilte in die Garderobe, nahm ihren Mantel und lief heim. Der Wind schlug ihr kalt an die heißen Wangen; sie achtete nicht darauf.

Und wie sie bei Tante Anna allein in ihrem Stübchen saß, da schien es ihr, als ob alles Schöne aus ihrem Leben fort wäre.

Sie blieb bis tief in die Nacht hinein wach und sann nach. Was war geschehen? — Sie sah immer wieder das Buch vor sich mit den verschiedenen Zeichnungen.

Die Augen brannten, der Kopf schmerzte. Die Worte fielen ihr ein, die Alexander zu ihr gesagt, vor dem ersten Gesellschaftsabend bei seinen Eltern. „Wunderblume!" Und auch ihre Worte von damals fielen ihr ein: „Wenn du dann eines Tages nicht mehr so großen Gefallen daran findest?"

Und seine Worte, die sie schalten, daß sie ihm nicht die Freude an einem Kunstwerk nehmen sollte.

Wie hatte sie damals gesagt? Sie wollte nicht nur Kunstwerk sein, sie wollte auch ein Menschenkind sein.

Müde saß sie da, und ein wehes Lächeln zitterte um ihren Mund. Wie lange hatte er sie schon nicht mehr gezeichnet!

Warum tat es ihr im Herzen so weh, daß die Seele ganz stille hielt und die Schwingen nicht rührte? Wie sagte Professor Undegger, wie Frau Janna? „Kein Wunder geht in Erfüllung."

Wie hatte vor langem Alexander einmal gesagt? „Man muß sich die Wunder selber schaffen."

Weher noch ward das Lächeln um ihren Mund.

„Ein Maler braucht Modelle, Alexander als Architekt und Bildhauer eben auch."

Langsam versöhnte sie sich mit dem heute Geschauten. Das zage Licht des Morgens lugte schon durch das Fenster, als sie schlafen ging. —

Sie wartete einen Tag. Und da Alexander nicht kam, wollte sie nicht schmollen wie ein kleines Kind. Sie überwand sich selbst und ging am nächsten Nachmittag zu Inghers.

Die Alten schauten sie verwundert an, fast mit Anerkennung, in der doch starker Unglaube lag. Aber als Klein-Roland lachend sagte: „Na, ist die Ausreißerin wieder da?" da stieg ihr die Röte des Unwillens bis in die Stirn.

Zwischen ihr und Alexander stand etwas Fremdes, das erst keines niederzwingen konnte. Maria sah ihn kühler und prüfender an.

Da mahnte sie sich selbst, ihm nicht zu grollen.

Sie senkte still den Kopf und sagte zu ihm: „Was du um deiner Kunst willen brauchst, darüber wollen wir nicht rechten."

Er sah in ihr schmales Gesicht und begriff, daß sie ihm mit diesen Worten viel gab. Da drückte er anerkennend ihre Hand. Aber Maria wartete vergeblich auf seine fröhliche Art, die sie ihm mit ihren Worten wiedergeben wollte. Sie bemerkte Frau Melas harten Blick. Und die Gattin Klein-Rolands sagte jetzt: „Ja, eine Künstlersfrau muß eben anders sein." Sie sagte das wie in einem Stolz auf sich selbst und ließ das lächelnde „Na na!" ihres Mannes wie ungehört vorbeigehen.

Tage kamen, an denen Schnee fiel. An den ersten großen winterlichen Gesellschaftsabenden fand Alexander

nur wenig Zeit für Maria; er gehörte allen anderen mehr als ihr. Das fühlte sie immer deutlicher.

Im Fasching erschien auch Frau Janna wieder für einige Abende.

Und nach solch ein paar durchschwärmten Nächten suchte Frau Keltner Maria bei der Tante auf. „Kindchen, Maria, Ihr Verlobter treibt wieder einmal Allotria."

Ärgerlich und ein wenig hochmütig fragte Maria: „Allotria?"

„Er zeichnet Frau Limaner."

„Ich weiß es. Und mein Einverständnis fehlt ihm nicht."

Frau Janna staunte. „So großzügig? Ihr Einverständnis? Auch zu einer Liebschaft mit Frau Limaner?"

Marias Augen verdunkelten sich in verletztem Stolz. „Das nicht," sagte sie, und ein feines Zittern lag in ihrer Stimme.

Da trat Frau Janna zu der Jüngeren hin und sagte fast gütig: „Das ahnte ich, daß Sie das so glauben, Fräulein Maria. Aber wie konnten Sie das denken von dem Sohn Klein-Rolands. Er ist mal so. Sie sollen nicht so starr darüber sein, Sie sollen nur nicht Dinge für möglich halten, die nicht so sind. Sie waren es, die ihm für seine Kunst und sich selber alles galt — und jetzt ist es Frau Limaner."

„Es ist nicht wahr," sagte Maria.

Die Frau überging diese Worte: „Einmal bin ich es gewesen," sagte sie ruhig. „Er hat mich geradeso vergöttert. Ich überlebte es ganz gut, wie Sie sehen. Sie dürfen nicht so still sein und nicht bekümmert, sondern gleichmütig und selbst ein bißchen angelnd. Das paßt so in den Salon der Ingher. Dort ist ein Treffpunkt der Liebe."

„Der Treffpunkt der Liebe!“ Ja, das hatte auch Alexander einmal gesagt. Nun begriff sie alles.

Und was sie noch nicht ganz fassen konnte, verstehen wollte, das erklärte ihr die Frau. „Nun seien Sie klug. Wollen Sie sich Alexander festhalten, so lassen Sie ihm seinen Willen. Gehen Sie zu den Gesellschaften, tun Sie, als wäre alles selbstverständlich.“

„Und dann kommt wieder eine andere.“ Maria stand still und preßte ihre Hände zusammen.

„Das ist vor Ihnen so gewesen, und wird dann wieder so sein.“

Eine von vielen war sie gewesen. Nach ihr kam wieder eine, oder es war schon so weit. Und so fort.

Neben Maria sprach Frau Janna weiter. „Das müssen Sie nicht tragisch nehmen. Alexander muß von Zeit zu Zeit sein ganzes Wesen, seine Liebe ändern, um wieder Neues schaffen zu können.“ Sie lachte. „Und der Vergangenheit behält er ein ehrendes Gedenken.“

„Und Sie sagten mir nichts davon.“

Da legte Frau Janna dem jungen Mädchen die Hand auf die Schulter. „Nichts gesagt? — Sie hätten mir nicht geglaubt. Ich lachte doch auch über Ihre Gläubigkeit und deutete Ihnen im Sommer so manches an. Sie hörten nicht darauf.“

Maria schwieg.

Frau Janna ging und ließ die Sinnende allein. Maria fielen wieder Worte Alexanders ein, vom Anfang ihrer Bekanntschaft. Er nahm, was er fand — und ging dann weiter, Neuem zu.

So war sein Leben. Vor ihr, an ihr selbst und nach ihr — er erfreute sich für eine Weile — und ging dann weiter.

Das Schöne mit ihm war vorbei. Kehrte er zu ihr

zurück, so war es höchstens, weil ihn nichts anderes fesselte.

„Er braucht das für seine Kunst,“ sagte sich Maria, aber ihr trotziges, reines Herz wehrte sich: „Und auch für das Herz genügt ihm einmal die eine und einmal die andere.“

„Dafür bleibt dir selber viel Freiheit,“ riet die kluge Vernunft.

Aber ihr Herz, ihr Gemüt sprachen: „Ich will nur einen.“

Am gleichen Nachmittag ging Maria zu Inghers. Alexanders Mutter öffnete ihr. „Mit dem Xandl möchten Sie sprechen? Kindl, der ist nicht da. Aber kommen Sie immer herein, sehr lange wird er nicht mehr fortbleiben.“

Die kleine Gestalt im engen Mieder trippelte unstet neben Maria in das kleine Gesellschaftszimmer. Dann betrachtete Frau Mela prüfend das verschlossene Gesicht des jungen Mädchens.

Knappe fünf Minuten plauderte Frau Mela, dann fiel ihr ein, daß sie mit der Köchin zu sprechen habe. Und fort ging sie.

Maria war froh, allein sein zu können. Aber auch trotz des Alleinseins überkam sie das Fremdsein in dieser Umgebung. Sie sagte sich: „Daher gehört auch er — nur ich nicht.“

Maria stand auf.

Da kam Frau Mela wieder. „Sie wollen schon gehen? Er muß bald kommen. Hat sich wohl mit der Limaner ein bissel verplauscht.“

Nun entschloß sich Maria. Nein, nicht mehr länger hinausschieben, sagte sie sich hart und bat: „Ich möchte ihm ein paar Worte schreiben. Könnte ich Feder und Tinte haben?“

Frau Melas Brauen hoben sich fragend. Aber sie brachte das Gewünschte und sah dem Mädchen beim Schreiben zu. Bemerkte den herben Zug in dem jungen Gesicht.

Maria schrieb: „Lieber Alexander. Ich denke, wir gehen wieder jedes den eigenen Weg. Allein. Ich kann und will nicht vollends in Deine Welt hinüber, und Dein wechselvolles Empfinden steht dem meinen fern. Maria."

Dann schloß sie den Brief. „Soll ich ihn hier liegen lassen?" fragte Maria ungewiß, dem forschenden Blick der Frau begegnend.

„Geben Sie, ich bring' ihn in Xandls Zimmer. Wollen Sie wirklich schon gehen, ja? Sie sind wohl ein wenig bös auf den leichtsinnigen Buben?" fragte Frau Mela.

Ein kleines Spottlächeln erschien um Marias Mund und verschwand dann wieder. „Bös?" sagte sie nur und wußte, das war gar nicht das rechte Wort dafür.

Frau Mela erwiderte: „Das ist nun mal so bei uns. Und der Xandl macht keine Ausnahme davon. Gott sei Dank, denn sonst wird er im Leben nichts. Und Geschäfte macht er dann auch keine." Sie wandte sich jetzt in allzu großer Aufrichtigkeit zu Maria: „Als mir der Bub Sie ins Haus brachte, da hatte ich, offen gestanden, Angst, er käme aus dem richtigen Geleise. Als Sie uns dann Frau Keltner wieder zuführten, dacht' ich mir, diese Frau macht Sie vernünftig. Na, ich weiß nun, meine Angst war grundlos. Aber ich sagte doch gleich, für Sie ist bei uns ein gefährlicher Boden. Und da heißt es nun für Sie: sich darein schicken oder — na, Sie sind ja selbst klug, und ein bißchen klarer sehen Sie nun auch. Den Brief werd' ich besorgen. Und nun leben Sie wohl, liebes Kind."

Maria stand vor der Flurtüre. Sie hätte lachen und

weinen zugleich mögen. Lachen, weil die Frau ihr im gemütlichsten Ton die unverhohlensten Wahrheiten ins Gesicht sagte, und weinen, weil sie wußte, nun war alles vorüber — der schöne Traum einer großen Liebe.

Die Vöglein sangen wieder ihr erstes Frühlingslied, da kehrte Maria Schwanenberger in ihre Heimatstadt zurück. Im Morgengrauen kam sie an, wo kaum ein Mensch des Weges ging, noch ehe das frühe Leben im Städtchen erwachte.

All die Sehnsucht, mit der sie einst gegangen, war zerdrückt.

Sie ging langsam durch den Torbogen in die alte Stadt und dachte: so wie hier drinnen die Wunder spärlich sind, so spärlich sind sie auch in der Welt da draußen.

Frau Barbara kroch gerade aus den Federn, da jagte ihr die Tochter den Schlaf gänzlich aus den Augen.

Die Mutter fragte mehr mit den Augen als mit Worten, und Maria sprach kurz und klar. Und die Mutter wußte bald, daß die Tochter nun hierbleiben wollte.

Frau Barbara dachte sich allerlei. Was würde das nun werden mit Maria? Die löste eine Verlobung nach der anderen. Was die Leute hier sich wundern würden! Und fragen! Und lachen! Die Schwägerin drüben vom Bäckerhaus würde wohl zuerst kommen und fragen. In ihrem Ärger sagte Frau Barbara: „Was die Leute da sagen werden!"

„Das geht mich nichts an," erwiderte Maria müde.

Nichts angehen, dachte die Mutter, wo man doch unter den Leuten leben mußte.

Da sah sie das traurige Gesicht der Tochter, und das Mutterherz rührte sich in ihr. Man mußte Maria ihre Ruhe lassen.

Da fiel ihr wieder etwas ein. „Der Julius ist noch immer fort von zu Hause," sagte sie.

„Das ist gut," entgegnete Maria.

„Na ja," sagte die ältliche Frau. „Es fiel mir auch nur so ein."

Jeden halbwegs schönen Tag ging Maria fort aus den alten Mauern, von denen ihr vorkam, als schlössen sie ihr tiefes Leid ein, als würden die grauen Steine dadurch noch grauer, verwitterter, als müßten sie ihr gegen Sturm und Wetter, gegen alle Unbill, die Maria von da draußen kam, trotzen helfen. Maria lächelte wehmütig. Die alten Mauern erzählten ihr nun auch von altem Leid, das wohl schon gar oft da erlitten worden war, von Menschenleben erzählten ihr diese Steine, die schon Jahrhunderte überdauert hatten.

Jetzt wanderte sie weit in die Umgebung hinaus, auf den langen, schmalen Wegen weit in die Landschaft hinein. Dort setzte sie sich dann müde auf eine Bank und schaute in den blauen Himmel, in die köstlichen Frühlingstage. Und langsam dankte sie, daß sie diese Stille genießen durfte, daß sie fernab von dem Hasten und Jagen der Großstadt lebte.

Nun konnte sie weinen, nachdem bis jetzt alles starr in ihr gewesen war. Die übergroße Sehnsucht nach der Welt da draußen war fort, aber Maria nahm sich vor, ihr Wissen auch hier zu pflegen.

Und in der Einsamkeit fand sie nach und nach ihren inneren Frieden wieder.

Die junge Frau Brigitta Gassenspieler, die schwarze Ruhla, war Witwe. Durch die Stadt lief die Kunde von dem tödlichen Schlaganfall des alten Gassenspieler.

Nun konnte man sich ereifern, wie sich die Gassen-

spielerschen Verhältnisse gestalten würden, und damit hatten die Leute genug zu bedenken.

Frau Barbara zeigte sich in diesen Tagen fahrig und zerstreut. Oft betrachtete sie sinnend ihre Tochter.

Die redete nichts. Nur als der Tag des Leichenbegängnisses kam, ging Maria frühzeitig fort. Als die Mutter mahnte, sie solle doch rechtzeitig zurückkommen, hörte sie, daß die Tochter nicht mitgehen wollte.

Maria ging eine weite Strecke Weges, schweifte ruhelos und doch lässig schlendernd umher.

Sie blickte finster, denn sie sah voraus: nun ging ihr die Ruhe wieder verloren. Nun kam in den Ort wieder jemand, der nach ihr schaute. Wie selten würde sie in dem kleinen Städtchen ein Zusammentreffen vermeiden können.

Als sie in Gedanken vorwärts schritt, kam ihr jemand entgegen. Sie sah erst schärfer hin, als die Gestalt schon nahe war, und erschrak. Das mußte Julius sein. War er denn noch nicht in der Stadt? Und kam er erst jetzt von der Schnellzugstation daher?

Wenn sie das geahnt hätte!

Da sah er sie und grüßte. Aber er ging weiter, erwartete kein Beileidswort von ihr. Für diesen Takt dankte ihm Maria im stillen. Nur nicht mit ihm sprechen, ihn bedauern müssen. Sie hatte bemerkt, daß er nicht so abstoßend lächelte wie früher. Dies häßliche, ein wenig frivole Lächeln hatte wohl die Trauernachricht hinweggewischt.

Maria hörte die nächste Zeit über nur wenig, was im Gassenspielerschen Hause vor sich ging. Was ab und zu die Mutter in kargen Worten hinwarf und der Vater zuweilen in tiefem Groll gegen die Tochter, die ihm nun doch das Leben nicht leichter gemacht hatte, sagte, daraus

ging hervor, Brigitta bekam einen Teil des Vermögens, Julius den anderen Teil und das Geschäft.

Gesehen hatte Maria den jungen Gassenspieler seit dem Tag seiner Ankunft nicht mehr. Maria blieb weiter die Ruhe, um die sie so gebangt hatte.

Und so ging still ein Tag dem anderen nach. Maria verlor immer mehr das Rastlose der letzten Zeit, ihre Augen blickten nicht mehr verschleiert. Und sie begann wieder Bücher zu lesen, die sie von München mitgebracht hatte.

Sie konnte nun ruhig an der Stelle verweilen, wo sie Ingher kennengelernt. Sie saß auf der Bank und las, und manchmal schaute sie zu dem Bau hin. In das Schlößchen waren Leute eingezogen, protzige Geldmenschen. So schön erdacht war der Bau dort drüben — und für solche Menschen war er bestimmt.

Dann sann sie weiter. Der Bau war schön erdacht und hielt wohl lange stand. Und Alexander? Sein Sinn war flüchtig, und auch mit diesem Bau hatte er längst nichts mehr zu schaffen. Er hatte sich einer raffinierteren Stilart zugewandt. Diesen Wechsel der Aufgaben hatte nicht Not in ihn gebracht, nur sein leichter, nicht tiefgründiger Sinn.

Seit kurzem wußte Professor Undegger von Marias Entlobung. Sie hatte es ihm selbst gesagt. Als das geschehen war, da umfaßte er ihre Hand mit seinen beiden welken Händen, sah dem jungen Mädchen in die Augen und sagte: „Ich ahnte, daß das nichts für Sie sein konnte, Fräulein Maria. Ich kannte seinen Vater. Damals, als Sie mich mit dem jungen Ingher aufsuchten, wollte ich Ihnen nicht jede Freude nehmen, aber heute darf ich es aussprechen. Wenn Sie sich noch erinnern — ich hab' Ihnen einmal davon erzählt — von einem Akademiegenossen, der das Leben leicht nahm, mich wegen meines

ernsten Strebens auslachte, selbst aber keine Finte, keine günstige Gelegenheit übersah, mir dann den Rang ablief und nun durch bloße Virtuosität und Lebenskniffe an erster Stelle steht. Dieser Mann war Roland Ingher."

Nach der ersten Überraschung und stillem Überdenken des Gehörten sagte Maria: „Der Sohn ist doch nicht ganz wie sein Vater geartet."

Der alte Professor erwiderte: „Das mag sein. Nach allem, was Sie mir von ihm erzählten, scheint er genialer veranlagt. Nur die Lebenskniffe gebraucht auch er. Er betört ein junges Mädchenleben und wirft es dann skrupellos wieder fort. Nein, Maria, Sie wären keine Frau für ihn gewesen. Und das dacht' ich damals schon: er wird trotz allem Ihre große Sehnsucht bitter enttäuschen."

Maria blickte stumm vor sich hin.

Franz Undegger fragte: „Und wie ist es nun, Fräulein Maria? Ganz geklärt geworden da draußen, oder haben Sie sich all die Bitterkeit mit heimgenommen, und beginnt kein neues, frisches Leben für Sie?"

Sie schwieg erst eine Weile. Dann sagte sie leise: „Noch weiß ich es nicht. Aber über die Bitterkeit bin ich hinweg."

An einem frühen Julimorgen — die Sonne brannte den Tau von den Gräsern und Blumen — saß Maria wieder auf der Bank in der Nähe des Schlößchens.

Sie las, und um sie herum war es still. Nur ein paar Bienen summten.

Da stand Julius Gassenspieler vor ihr, mit nassen Stiefeln; er war zwischen hochwachsenden Wiesen auf schmalem Weg herangekommen.

Heute ging er nicht vorüber. Er blieb stehen und bat, sich setzen zu dürfen.

Maria sah ihn erst unschlüssig an, dann nickte sie. Aus welchem Grund sollte sie auch „nein" sagen?

Als er neben ihr saß, betrachtete sie ihn prüfend. Nein, das schreckliche Lächeln sah sie auch heute nicht an ihm, obwohl sein Gesichtsausdruck nicht unfreundlich war. Sinnenden Ernst gewahrte sie in den breiten Zügen.

„Fräulein Maria," begann Julius, „ich war schon ein paarmal dran, Ihnen zu folgen und mit Ihnen zu sprechen, aber Sie lebten so beschaulich dahin — so kam es mir vor — und die Ruhe wollte ich dir — Ihnen nicht stören."

„Beschaulich —?" erwiderte Maria sinnend. „Das stimmt wohl nicht ganz, aber Ruhe, ja, die brauchte ich."

„Das dacht' ich mir."

„Ja —?" Ein forschender Blick traf ihn.

„Sind das die alten Frageaugen?" dachte er. Aber er sah achtsamer hin. Nein, das war der alte Ausdruck nicht mehr, die Augen waren wissender geworden, klarer.

Als er nicht weitersprach, da sagte sie und hielt ihm dabei die Hand hin: „Dafür danke ich — dir."

Er lächelte, und sie war verletzt darüber, obwohl das Lächeln sie nicht peinlich berührte.

„Warum lächelst du?" fragte sie kurz.

„Mir kam es wunderlich vor, daß du mir für etwas danken willst — verzeih."

Sie fand keine rechte Antwort und schwieg.

Minuten vergingen. Beide schauten stumm in die Landschaft. Dann sagte Julius: „Maria — ich möchte dich um einen Rat bitten."

„Ja — aber ob ich das Rechte treffe?"

„Es handelt sich um mein Geschäft, und ob ich hier bleiben soll. Ich könnte das Geschäft verkaufen und könnte dann fortziehen, für immer aus der Heimat gehen."

Da sagte sie leise: „Es ist doch gut, wenn man eine Heimat hat."

Sie bemerkte nicht, wie seine Augen glänzten. „Ist es gut? Ja, Maria, glaubst du das?"

Sie horchte nach seiner jetzt viel weicheren Stimme, dann erwiderte sie: „Ja, es ist gut. Hier kann man sich ausruhen von der Welt da draußen, hier kann einem die Seele wieder gesund werden."

Er ahnte, daß sie von sich selbst sprach, ging aber nicht darauf ein. Er sagte nur: „Und da kann man die Heimat doch so ein wenig liebhaben?"

„Mir ist sie erst lieb geworden."

„Also soll ich nicht verkaufen?" Das fragte er so drollig, so wißbegierig, daß Maria lachen mußte.

„Das hängt doch von dir ab."

„Ich befolge deinen Rat."

„Dann bleibe in der Heimat, die dir doch Schönes bietet."

„Und du?"

„Was mit mir wird, weiß ich noch nicht. Vielleicht bleibe ich hier, vielleicht gehe ich wieder fort."

Er schwieg lange. Endlich sprach er wieder. „Und noch etwas möcht' ich wissen. Was früher war — könntest du dir nicht denken — daß es wieder so werden könnte?" Es war ihm schwer über die Lippen gekommen.

Erschrocken, fand sie keine Antwort. Da fragte er noch einmal und wandte sich ihr mehr zu: „Ich bitte dich, sag' es mir."

„Auf die Frage war ich nicht vorbereitet," wich sie aus.

„Dein Sinn hängt wohl noch immer an anderem?"

„Nein," sagte sie rasch und hart.

„Ich weiß doch nicht —" meinte er. „Ich hab' dich

schon ein paarmal beobachtet. Deine Augen schauen noch gern nach dem Bau dort."

Sie sah ihn offen an, aber mit gequältem Ausdruck. „Das dort eint sich mir nicht mehr mit — mit dem, den ich liebhatte. — Aber jetzt nichts mehr davon!"

„Ja. Ich hätte auch nicht gefragt. Aber der Verkauf drängt, Brigitte und ihr Bruder Konrad möchten das Geschäft. Und da soll ich morgen ja oder nein sagen."

„Dann sage nein."

„Ja? Soll ich? Und dann ist es möglich —"

„Ich kann heute darauf keine Antwort geben."

Er wurde lebhafter, in kaum zu verbergender Freude. Doch sie redeten nun von anderem. Und im Gespräch erkannte Maria: das allzu Selbstgefällige aus seinem Wesen war fort, ein Ernst lag im Gesicht, der früher nicht darin gewesen war.

Da wachte eine zage Freude in Marias Herzen auf, ein neuer Glaube.

Sie ließ es geschehen, daß Julius sie heimbegleitete.

Die schwarze Ruhla zog mit Mutter und Bruder in eine andere Stadt.

Und Maria Schwanenberger wurde Frau Gassenspieler. Zur Freude der Eltern.

Julius Gassenspieler brachte das Geschäft durch seine Kenntnisse vorwärts. Er führte in verschiedenen Produkten einen Großhandel ein und kam dadurch zu beträchtlichem Vermögen, und sein Ansehen in der Stadt wuchs.

Es kam die Zeit, da Julius Bürgermeister wurde. Da vollzog sich so manche Änderung in der alten Stadt. Maria machte ihren Einfluß geltend, und die Stadt wurde heller, freundlicher, und dabei durfte doch nichts Altes

verlorengehen. Nur das Verfallende, Düstere wurde aufgefrischt, die Mauern wurden reiner gehalten, und leuchtende Blüten nickten von den neugestrichenen Fenstern herab auf Gasse und Platz. Und die verfallene Treppe im Stadtturm wurde wieder aufgebaut.

Als Julius seiner Frau neckend erklärte, der alte Torbogen müsse nun doch weg, da bat Maria: „Laß ihn stehen mit seinen roten Rosen. Nur in der Stadt soll es trauter werden, daß man auch gerne in ihr leben mag und nicht bei dem Rosengehege wieder umkehren möchte.“

Die Waise

Roman von S. Barinkay

Sie kamen von Rom her. Sie hatten sich müde gesehen an den Ruinen, Fragmenten und Schätzen der Antike, an den goldstrotzenden, christlichen Bauwerken aus dem Mittelalter wie an den von neuzeitlichem Geist erfüllten Erscheinungen, den Zeugen vieler Epochen, die sich in der Stadt am Tiber ineinandermischen.

Pisa mit dem schiefen Glockenturm sahen sie vom Eisenbahnwagen aus. Der Turm stand verschleiert im morgendlichen Dunst.

In Spezia verließen sie den Zug. Spezia, als der Hauptkriegshafen Italiens, interessierte Stephan Hattinger.

Frühe war's am Tag. Sie gingen in ein Restaurant, frühstückten und ruhten aus. Dann gingen sie, um die Sehenswürdigkeiten der Stadt zu betrachten, den Hafen, Docke, Werften und das Arsenal, soweit sie besichtigt werden durften. Das war etwas anderes nach den ewigen Kirchen, Plastiken, Bildern und Ruinen.

Erschöpft und spät setzten sie sich in dem dämmerigen Nebenraum einer Trattoria zum Mittagstisch.

Mit gutem Appetit aß die junge Frau. Hattinger stocherte unzufrieden in den Speisen herum.

Was auf den Tisch kam, war reichlich mit Parmesankäse gewürzt. Das verdroß ihn. Er konnte Käse nicht leiden.

„Es wird immer schöner!" knurrte er. „Weiter unten hat man uns den Parmesan noch besonders gebracht, und man konnte davon nehmen oder es bleiben lassen. Hier glauben sie wohl, er müsse aller Welt schmecken!"

Die junge Frau lächelte nachsichtig; sie kannte seine Schwäche für einen guten Tisch.

„Stephan, wir sind nicht allein!“ sprach sie leise und wies mit einem Blick nach einem Paar, das außer ihnen noch im Zimmer saß und gleichfalls speiste.

Er blickte auf. Jawohl — ein Hochzeitspärchen.

Wo könnte man sich in Italien niederlassen, ohne einem solchen zu begegnen! Man erkennt sie an ihrer Jugend, der neuen Kleidung und dem blitzblanken Ehering, noch sicherer aber an der unverhüllten Zärtlichkeit. Alle denken: Man ist ja unter Fremden. Man braucht sich doch nicht um die Leute zu kümmern. Man denkt gar nicht an die Fremden.

Eine Geste Hattingers besagte: Die sehen und hören nichts.

Der Kellner brachte Spargel auf einer Platte.

Hattinger ärgerte sich abermals, als er auch auf dieser Speise den ihm verhaßten Parmesankäse bemerkte. Verdrießlich räumte er die gelbliche Schicht von den schönen Spargeln ab.

„Andere Länder, andere Sitten!“ sagte die junge Frau und half Stephan, die von der unerwünschten Beigabe freigebliebenen Stangen auf den Teller zu bringen.

Nachher, bei einer köstlichen Zigarre und dem linden roten Wein, den er sich fleißig aus einer Korbflasche eingoß, stellte sich seine gute Stimmung wieder ein. Er lehnte sich behaglich in den Stuhl zurück und schmauchte. Über sein wetterbraunes, kräftig geschnittenes Gesicht mit der breiten Stirne breitete sich ein wohlig-müder Ausdruck.

Still dasitzend, schlief er mit offenen Augen.

Karline griff nach einer Zeitung, die gerade in der Nähe lag. Las aber nicht darin. Es freute sie, hinter dem Blatt

verborgen das Pärchen gegenüber zu beobachten. Das koste und streichelte sich mit Blicken und Händen.

Es waren zwei junge, frische Menschen, bei aller Verliebtheit anständig, und darum sah sich ihr Benehmen nicht übel, ja sogar allerliebst an.

Karline strich sich mit den schmalen Fingern ihrer Hand über die Stirne. Warm war's hier, und die Fliegen summten lästig.

Eigentlich befand auch sie sich mit ihrem Mann auf der Hochzeitsreise. Allerdings, vor vier Jahren schon waren sie als Brautleute vor dem Altar gestanden. Nach des Vaters Tod war ihr das Gut zugefallen, und in Stephan sah sie den Mann, der es übernehmen konnte, obwohl er kein Landwirt war. Sie hätte einen Verwalter anstellen und in der Stadt leben können. Doch das reizte sie nicht. Mit Leib und Seele hing sie an der Heimat, der eine straffe Männerhand so nötig war.

Nicht wie diese zwei Seligen vor ihr hatten sie damals nur ihrer Liebe und der Schönheit der Welt leben können. Arbeit mußte schon vom ersten Tag an geleistet werden. Darum wurde die Hochzeitsreise von Jahr zu Jahr verschoben. Stephan mußte sich erst dem neuen Beruf widmen, denn unter des müden, alten Vaters Leitung war vieles in der letzten Zeit vernachlässigt und verfahren worden.

Heuer endlich waren alle Umstände so günstig gewesen, daß man die verspätete „Hochzeitsreise" wagen durfte. Das besondere Glück einer solchen Reise unmittelbar nach der Trauung hatte sie entbehren müssen, und heute saß Stephan neben ihr, ohne Liebesfeuer und Zärtlichkeitsbedürfnis.

Sie unterdrückte ein Seufzen. Das war ja natürlich! Nach vier Jahren! Da hatten die lichterloh brennenden

Flammen sich längst besänftigt und zusammengeschmiegt zu sanfter Glut für den häuslichen Herd.

Stephan war ein guter Ehemann. Und ein guter Landwirt dazu. Sie hatte nicht geglaubt, daß er so schnell und so tüchtig sich ins Ungewohnte einleben würde.

Sonst gehörte Stephan ihr noch heute wie einst. Soviel eben die Bewirtschaftung des Gutes, die Jagd und die Skatfreunde ihm Zeit für sie ließen. Hier feierten sie bisweilen eine schöne Stunde, in der sie beide der Reiz der fremden Welt berauschte und überwältigte.

Der leise Neid in ihr erlosch vor dem freundlichen Lächeln, mit dem ihr der Gatte zunickte. Er war aufgewacht und brachte seine lange Gestalt mit einem Ruck in stramme Haltung.

Während er mit gekniffenen Augen entzückt das letzte Glas Wein austrank, flog Karlines Blick nochmals über seine Schulter hinweg zu dem Paar, und sie sah den jungen Mann voll Schelmerei mit den ineinander verschränkten Armen eine Bewegung machen, wie man ein Kindlein wiegt. Sein Frauchen wurde rot und verbarg sich in Scham an seiner Schulter. Auch Karline schoß das Blut in die Wangen, wich aber wieder jäh zum Herzen zurück, und in ihren erblaßten Zügen enthüllte sich eine zarte Grameslinie.

„Du wirst blaß, Karline! Fehlt dir etwas?“ fragte Stephan besorgt.

„Es ist ein bißchen dumpf hier!“

„Dann wollen wir gehen. Wir haben da nichts mehr zu suchen. Ich wollte gerade einen Vorschlag machen. Mich haben heute im Vorüberfahren die weißen Marmorberge in Carrara gelockt. Es müßte interessant sein, die Steinbrüche zu besichtigen. Ein Bekannter hat mich schon zu Hause darauf aufmerksam gemacht. Wie wär's, wenn

wir hinüberführen? Wir übernachten dort gleich und reisen morgen frisch nach Genua."

„Schön. Ich bin dabei."

„Aber nur wenn du dich wohlfühlst. Sonst lassen wir's besser sein."

„Es ist nur die schlechte Luft. Brechen wir auf!"

Behend erhob sie sich. Draußen wollte sie warten, bis er die Rechnung beglichen hatte.

Liebevoll streifte im Vorübergehen ihr Blick die junge Ehefrau.

„Gott segne dich, glückliches Weib!" dachte sie bewegt und trat aufatmend hinaus in die Sonne. Das helle Licht verscheuchte die Verstimmung, die sie befallen hatte.

Sie fuhren mit der Bahn nach Carrara und von da mit einem Wägelchen nach den fast eine Meile entfernten Brüchen.

Wo sie hinschauten und wo sie hinkamen, erst in den Straßen der Stadt und dann in dem schmalen, hübschen Tal, überall glänzte ihnen das Weiß des edlen Gesteins entgegen.

Plumpe Lastwagen, mit Marmorblöcken beladen, polterten an ihnen vorbei, in den Achsen stöhnend und ächzend. Zur Seite vernahm man das Gesurre der Sägemühlen, das unablässige Kreischen der Schleifereien, das Behauen und Meißeln der Blöcke. Fernher donnerten Sprengschüsse.

Überall rastloses gewerbliches Leben.

Dem Ende zu mußten sie aussteigen und zu Fuß gehen. Von einem Führer geleitet, kletterten sie, von der Straße abzweigend, einen steilen Weg aufwärts. Es war nicht ungefährlich, in diesen gigantisch zerrissenen, wildromantischen Felsen und Klüften umherzusteigen, in denen Hunderte von Arbeitern schafften, die angesichts der Größe

der noch an die Erde gefesselten wie bereits losgelösten Stücke wie Zwerge aussahen.

Der Ton eines Signalhorns erscholl. Ein Warnungsruf!

Er pflanzte sich von Strecke zu Strecke fort, jeweils von einem anderen Bläser aufgenommen. Das Zeichen daß die Bohrlöcher gefüllt und die Sprengung erfolgen wurde.

An den massigen Marmorwänden brachen sich die Töne, es gab ein Echo voll dräuender Mahnung.

Alle Arbeiter in den umliegenden Gruben begaben sich in ihre Schutzhütten, Hattinger und Gattin und Führer mit ihnen.

Keine lebende Seele befand sich mehr draußen. Nur über dem Arbeitsfeld schossen in der klaren Nachmittagsbläue Schwalben dahin.

Ein furchtbarer Knall. Die Minen explodierten, und die zerrissene Bergwand stürzte in riesigen Blöcken prasselnd und schmetternd hernieden, ein Echo weckend, als herrsche ein schweres Hochgewitter mit unaufhörlich grollendem Donner.

Kolosse von zwanzig, dreißig und sechzig Zentnern kamen allmählich zum Stillstand und wirkten doch nur wie unansehnliche Trümmer in den weithin gedehnten Gruben.

Stephan und Karline traten wieder ins Freie, nachdem es ruhig geworden war.

„Ich liebe Marmor," sprach Karline. „Ein Bildhauer muß dieses edle Gestein begreiflicherweise anderen vorziehen."

Ihr Gatte lächelte.

„Ich habe in der Stadt im Vorüberfahren Statuetten aus Marmor gesehen. Wir wollen eine kaufen, du sollst ein Andenken an Carrara haben."

Der Führer geleitete sie auf einem Steig über das Geröll nach einem Platze, wo sie bequem den schwierigsten Teil der Marmorgewinnung sehen konnten, den Transport. Die Steingiganten mußten zu Tal gebracht werden, um auf der Bahn und Schiffen in die Welt hinauszuwandern.

Das geschah auf einfache, kunstlose Art. In das Geröll wurde ein fester Pflock gerammt, und daran befestigte man zwei dicke Seile. Mit einfachen Eisenstangen hoben die Männer, braunrot das Gesicht wie die nackte Brust, den zu fördernden Block ein wenig in die Höhe, und ein Arbeiter schob rasch ein geseiftes Brett darunter. Dann wurden die Stricke um den Stein geschlungen und man ließ sie gerade so viel locker, daß der Stein langsam abwärtsgleiten konnte. Oben auf dem Block saßen Männer, die ständig die zugereichten Bretter neu einseiften, hintennach schritt einer, der das benützte Brett, wenn der Block es passiert hatte, den Einseifern hinaufgab, voran ging einer, der von diesen das frischgeseifte Brett empfing und es an dem anstückte, auf dem der Marmor eben jetzt sich abwärts bewegte.

Stephan gab seiner Überraschung Ausdruck. „Wie primitiv das alles! Wie anders würde man diese Arbeit bei uns betreiben. Ein leichtsinniges Volk! Die Männer, die da vorangehen und da oben auf dem Block sitzen, sind ja in steter Lebensgefahr. Geschehen denn da keine Unglücksfälle?"

Der Führer erwiderte: „Ja, die Pfosten werden locker und Seile zerreißen; die Regierung hat die Benützung von drei Seilen angeordnet. Das macht zu viel Umstände; zwei genügen; manchmal auch eines. Man muß sich auch sonst vorsehen."

Hattinger hatte seiner Frau die Worte des Führers

noch nicht übersetzt, da erklangen heisere Schreie, heftige Schimpfworte, Flüche. Der eingekeilte Pflock hatte nachgelassen und sich schief nach vorne geneigt; das eine Seil glitt herab von ihm, ehe jemand zufassen konnte; das zweite riß unter dem furchtbaren Gewicht entzwei.

Die beiden obenaufsitzenden Männer retteten sich glücklich durch einen flinken Sprung, und der mächtige Block rollte über den ersten Mann hinweg, der sich gebückt hatte, um das frische Gleitbrett anzufügen.

Frau Karline, die den hübschen Italiener eben noch gesehen hatte, schloß die Augen; ihr Herzschlag stockte; sie rang nach Atem.

Aber sie gehörte nicht zu den Schwachen, die leicht in Ohnmacht fallen. Sie war eine tatkräftige Natur und dachte an Hilfe. Ihren Gatten an der Hand fassend, eilte sie mit ihm zu der Unglückstätte.

Zu spät! Sie barg das vom Schauder verzerrte Gesicht an die Schulter ihres Mannes.

Er führte sie abseits und winkte dem Führer. Sie wollten fort. Zu helfen gab es hier nichts mehr.

„Hinterläßt der Ärmste Familie?" fragte Hattinger im Weiterschreiten.

„Ein kleines Kind. Die Frau starb ihm gestern im Wochenbett. Nun kann man sie zu gleicher Zeit in eine Grube legen."

„Ein gewissenloser, unverantwortlicher Betrieb! Bei uns würde der Staatsanwalt eingreifen. Was wird nun hier geschehen?"

Der Führer, ein italienischer Nichtstuer, schäbig und zerrissen, doch mit der Haltung und den Gebärden eines Granden, zuckte die Schultern.

„Nichts. Die Leute sollen aufpassen. Drei Seile sind Vorschrift. Sie haben nur zwei genommen."

„Was? Keine Strafe?"

„Ich glaube kaum. Das ist bald vergessen."

Sie nahmen einen traurigen Eindruck mit fort.

Malerisch und schmuck lag unten die Stadt.

„Der Ort sieht hübsch aus, Karline. Da ist gewiß manches zu schauen. Ach ja, und ich wollte dir doch eine Marmorstatuette zum Andenken kaufen."

„Ich will keine, Stephan. Ihr Anblick würde mich immer an diesen gräßlichen Augenblick erinnern."

In der Stadt war in der Kirche eine Andacht gefeiert worden. In dem dämmerigen Raum hatten die Lichter gebrannt. Die Stimmen der Frauen, Mädchen und Kinder klangen ihnen nach in ihrer dumpfen Dringlichkeit, in ihrer monotonen Wiederholung: „Heilige Jungfrau Maria, bitt' für uns!" und rührte ihre Seelen.

Sie gingen an dem Sirenenbrunnen vorbei, einem alten Wahrzeichen Carraras, in eine schmale Gasse. Das Gekreisch einer schrillen Frauenstimme riß sie aus ihrer Stummheit.

Über die zersprungenen Stufen eines ärmlichen Hauses herab eilte ein häßliches, altes Weib und legte ein kleines Bündel auf die Gasse. Dann kehrte die Frau auf die Schwelle zurück und schrie über die Weiber hin, die sich rasch ansammelten.

„Fällt mir nicht ein, das Kind zu behalten. Brächt' es nicht mehr los. Ich kenne das. Würde sich fett mästen bei mir, und ich dürfte mir den Mund zuflicken. Kein Mensch kümmerte sich darum. Hatte schon genug Scherereien mit den Alten. Die Wohnung hat er nicht bezahlt. Waren Bettelleute. Keinen Fetzen besaßen sie für das Kind. In meinem Bett hat es gelegen, seit es da ist. In ein Hemd von mir hab' ich es gewickelt. Hab' es barmherzig gefüttert. Aber jetzt — fort damit, sonst bleibt

es mir auf dem Hals. Mich kann keine Obrigkeit zwingen, das Kind zu behalten. Da ist es, so wie es in die Welt kam. Ich brauch' meine Sachen selbst. Tut mit ihm, was ihr wollt!"

Hattinger verstand das wilde Gewelsche kaum, so gut er Italienisch verstand. Er erriet mehr den Sinn. Und die zornigen, zustimmenden oder höhnischen Zurufe halfen nach.

Karline betrachtete verständnislos das nackte, winzige, niedliche Geschöpfchen, das in der Abendkühle auf der schmutzigen, kalten Erde lag, die Fäustchen ans Gesicht gedrückt, mit den kleinen Füßen strampelnd. Nun begann es zu weinen, leis und jammervoll.

Karline trat nach kurzem Überlegen heran, wickelte das Kindlein in ihren Schal und hob es auf.

Mitleidsvoll und mütterlich preßte sie das Kind an sich und konnte sich in ihrer Entrüstung nicht versagen, der Alten auf der Schwelle mit empörtem Blick ein paar verdammende Worte, in deutschen Lauten, zuzurufen.

Die Alte lachte, drehte sich um und schmetterte die Türe hinter sich zu.

Rundum entstand ein Geschnatter und Gelärme voll südländischer Lebhaftigkeit.

Ein runzeliges Weib, kaum anziehender als die Hexe, die das Kind ausgesetzt, griff nach dem Kind in Karlines Arm und kam ihr mit dem unappetitlichen Gesicht unangenehm nahe.

„Signora, ich habe ein Herz. Ein weiches Herz. Ich werde für das arme Kindchen sorgen als wäre es mein eigenes. Wenn Eccellenza mir einige Lire geben, soll es verpflegt werden. Glauben Sie mir!"

Ohne den Schwall zu verstehen, begriff Frau Hattinger, daß es der häßlichen Person nur um ihr schönes Tuch

und Geld zu tun war. Morgen vielleicht schon war ihr weiches Herz verhärtet und das bedauernswerte Kleine wieder obdachlos.

Sie sah ihren Mann mit einem wirren, ratlosen Blick an.

Da trat ein Polizist herzu. Er fragte und nahm umständlich und ärgerlich über die zahlreichen Zwischenrufe der Umstehenden den Tatbestand auf. Dann verbeugte er sich artig vor der fremden Dame, nahm das Bündel aus ihren Armen, dankte lächelnd und übergab es einem barfüßigen, halbwüchsigen Mädchen mit dem Geheiß, ihm zu folgen.

„Wo wird man das Kind hinbringen?“ fragte Hattinger die ihm zunächststehende Frau.

„Polizeiamt“ — „Armenhaus“, riefen ein paar Weiber.

Er zog den Arm seiner Frau an sich, und sie gingen.

„So, dein Tuch bist du nun glücklich losgeworden,“ scherzte er.

Karline war blaß und still.

„Zwei schmerzliche Erlebnisse an einem Tag,“ sprach sie nach einer Weile betrübt.

„Die innerlich zusammenhängen,“ sagte er, „denn soviel ich verstanden habe, ist der Vater des Kindes der arme Mensch, der sein Leben im Steinbruch verlor.“

„Ach Gott!“ stammelte sie, und ihr Fuß stockte. Stephan stützte sie und führte sie in das Hotel.

Eine laue Nacht war hereingebrochen. Karline lag schlaflos im Bett. Die Luft im Zimmer war dumpf. Sie hatten ein Fenster offen gelassen. Karline konnte den Himmel sehen, an dem unzählige Sterne flimmerten.

Etwas zitterte in ihr. Es bebte seit der Minute, in der sie das warme, zarte Körperchen des Kindleins auf der Gasse zwischen den Händen gespürt, in ihrem mitleiderfüllten Herzen eine süße Sehnsucht.

So dachte sie einmal ihr eigenes Kind zu halten, und hatte sich darauf gefreut monatelang mit allen Fasern, denn sie war eine von den Frauen, die ihre Erlösung, ihre vollkommene Befriedigung nicht im Manne, sondern im Kinde finden. Sie war die geborene Mutter, mil der Überfülle von zärtlichem Gefühl und Gebeverlangen.

Ein unglückseliger Fehltritt auf einer Treppe — ein Sturz — und ihre Hoffnung war zerstört. Das Kind war tot zur Welt gekommen.

Das war traurig. Doch unendlich trauriger war, daß die schwere Krankheit, die sie danach ergriff, ihr für alle Zeit die Möglichkeit raubte, je wieder Mutter zu werden. Der Arzt, der sie an ihrem Krankenlager betreute, damit es ihr nicht zum Sterbelager werde, hatte es ausgesprochen: „Nie mehr."

Die Erholung ihrer Seele war darüber schwieriger vonstatten gegangen, als die ihres verfrüht befreiten Körpers. Und heute war noch eine Wunde in ihr, die nicht verharschen wollte. Tasteten auch zu oft kleine Erlebnisse mit solchen Menschenengeln daran oder Fragen: Haben Sie keine Kinder? oder der Anblick hoffender Frauen. Ach, und über alles hin wollte die Mutter in ihr nicht zum Schweigen kommen.

Ihre Betten in dem Hotelzimmer standen getrennt an den Wänden. Von der Seite her, wo das ihres Mannes sich befand, hörte sie nach langer Zeit ein ungeduldiges Aufseufzen.

„Stephan?" fragte sie, „bist du noch wach?"

„Bring's nicht fertig, einzuschlafen! Habe sonst Nerven wie Kabel, aber der unverhoffte, gräßliche Anblick da oben in den Marmorbrüchen — der junge, hübsche Mann erst so blühend noch — und so schnell eine unkenntliche Masse."

Karline erhob sich und ging bloßfüßig, in dem langen

Nachthemd, auf der Strohmatte hinüber zu ihm. Vor seinem Lager kniete sie nieder. Sie suchte seine Hände.

„Und mir läßt das arme Kindlein keine Ruhe. Wie rührend und hilflos es dalag auf der Erde. Verstoßen! Ach, wenn wir doch ein Kind hätten. Wir betteten es in feinste Stoffe und zarteste Daunen und umgäben es mit unserer Liebe!"

„Du erkältest dich, Karlin," warnte er.

Sie hörte ihn kaum.

„Das Waislein — ich muß immer daran denken! Wir, wir sollten uns seiner annehmen ..."

„Wenn es dich beruhigt, gehen wir morgen zur Polizei, um uns zu erkundigen. Wir können ja auch Geld dafür hinterlegen. Aber nun —"

„Nein, nein, Stephan — zu wenig wäre das. Wir sollten des Waisleins Eltern werden. Es ist wie ein Fingerzeig des Himmels. Nachdem wir den elenden Tod seines Vaters gesehen ..."

„Aber, Karlin ..."

„Der Himmel hat uns das Kindlein vor die Füße gelegt. Wir müssen es aufheben. Es hat nicht Vater noch Mutter mehr. Niemand sorgt sich darum; es wird verkommen. Weißt du, damals, als ich untröstlich war, weil ich mein Lebtag nie mehr Mutter werden sollte, da beruhigtest du mich mit dem Versprechen, wir adoptieren einmal ein Kind, das Kind braver Menschen, ein ganz kleines Kind, das von nichts weiß, dann wird es werden wie unser eigenes, und es wird uns lieben, als wären wir seine Eltern. Weißt du's noch?"

„Schon, schon, Karlin. Doch jetzt — nein, das will mir nicht recht eingehen.

„Es ist ein so hübsches, wohlgebildetes Kind. Ich hab's gut gesehen, Stephan."

„Es ist fremdes Blut, liebe Frau. Von den Eltern, die wir nicht kennen. Was mag es für Anlagen haben? Was könnten wir uns da für ein Kreuz erziehen."

„Es waren brave, wenn auch arme Leute. Der Mann sah nicht schlecht aus. Und die Erziehung tut viel. Und schließlich liegt alles in Gottes Willen. Man weiß ja doch auch bei eigenen Kindern nicht, wie sie werden. Und dann — es ist ein Mädchen, Stephan — wie unser einst von Gott geschenktes und so schmerzlich verlorenes Kind," bat sie mit warmer Dringlichkeit.

„Schau, wir können von unserer Italienreise doch nicht mit einem Kinde heimkehren."

„Das sind Nebensachen, Stephan. Die erledigen sich von selbst, wenn wir nur einig sind. Wenn du ja sagst. Ich bitte dich innig, sage ja! Je bälder wir so ein kleines Wesen ins Haus nehmen, desto sicherer bleibt das Glück bei uns. Manchmal werden mir die Stunden lang — ich fühle die Einsamkeit."

Er spürte die Hitze und das Zucken ihrer Finger, die Glut ihres Atems. Sie war hocherregt von den zwei traurigen Erlebnissen des Tages; vielleicht ließ sich's morgen ruhiger mit ihr reden. Ein Nachtgedanke — eine Marotte —

„Ich will mir's überlegen. Und auch du, Karlin, solltest schlafen. Es wäre keine Kleinigkeit, doch verspreche ich dir, morgen vormittag gehen wir zusammen zur Polizei und schauen uns das Kind an. Aber nun leg' dich zu Bett! Du wirst sonst krank."

„Du bist einverstanden — gelt, du sagst ja? Es wird unser Kindchen — deins und meins."

Sie war aufgestanden, beugte sich über ihn und küßte ihn.

Dann schlich sie leise ins Bett und sann noch lange

darüber nach, daß ihre Sehnsucht nach einem Kind sich nun erfüllen müsse.

Am Morgen gingen sie zur Polizei. Karline hatte so viel wie Stephans Jawort. Er hoffte im stillen nur noch auf irgendein Hindernis.

Der Gedanke, ein Kind anzunehmen, war ihm doch zu überraschend gekommen, augenblicklich unbequem und störend, und die Herkunft des Mädchens behagte ihm nicht recht. Als er damals sein unglückliches Weib mit dem Versprechen getröstet, war's ihm nicht so tief Ernst gewesen.

Ein Polizist führte das Paar nach einigem Hin- und Herreden in ein nahestehendes Haus, eine winklige, schmutzige Spelunke.

Die Waise war hier einstweilen untergebracht. Bei einer älteren, gutmütig aussehenden Frau.

„Meiner Tochter starb ihres, sie säugt die Kleine aus Mitleid," gab sie Bescheid und wickelte das Kindlein, das nun mit den Sachen des verstorbenen schlecht und recht bekleidet war, aus.

Es zeigte sich ein Körperchen von allerliebster Wohlgestalt. Dazu der Kopf voll krauser, schwarzer Löckchen, das Gesicht lieblich und gut geformt. Behaglich lag das niedliche Wesen da. Lebendig gingen die Augen umher, und man mochte meinen, die Leere, die sonst in den Pupillen so kleiner Kinder liegt, fehle hier und eine zutrauliche, wenn auch ziellose Freundlichkeit glänze daraus. Die Kleine war herzgewinnend.

Selbst die einfache Frau sagte wohlgefällig lächelnd: „Süß, aber klein, recht klein! Der Vater war ein schöner Mann von hier, aber die Mutter eine Ausländerin, eine kleine Schweizerin von der Grenze —"

Verzückt und voll Begierde hatte Karline das Kind

betrachtet. Nun beugte sie sich darüber, um es zu küssen. Nach der Berührung der warmen, blumenzarten Lippen steigerte sich ihr Verlangen, es zu besitzen. Das Blut schoß ihr heiß in die Schläfen, bis unter das blonde Haar.

„Ist es nicht entzückend, Stephan?! Es hat dunkle Augen, wie du."

Er schaute mit nachdenklichem, ernstem Lächeln in das glühende Gesicht seiner Frau.

„Gewiß, Liebste. Aber ich hätte lieber ein Büblein gehabt," antwortete er zögernd auf deutsch.

„Der Himmel hatte uns ein Mädchen zugedacht."

„Nun ja. Aber wir könnten es doch leicht bequemer haben, in der Heimat eins annehmen. Wie stellst du dir das weitere denn eigentlich vor — vorausgesetzt, daß niemand Anspruch auf das Kind erhebt? Es läßt sich doch nicht in einen Koffer packen und mitnehmen. Es braucht Nahrung und Pflege."

Sie drückte ihm mit einer scheuen Flamme im Auge zärtlichst die Hand.

„Das hab' ich mir schon ausgedacht. Wenn wir zur Polizei zurückgehen, will ich dir's sagen. Aber schau nur hin — das Kind — ist es nicht liebenswert?"

Streichelnd fuhr sie über die anmutigen Gliederchen. Dann riß sie sich rasch los und hing sich draußen an Stephans Arm. Mit liebevoller Festigkeit, die bittet und drängt und mit leiser Selbstverständlichkeit dankt.

„Mit so einem kleinen Kind, herzliebster Mann," begann sie, „kann man eine weitere Reise noch nicht unternehmen. Ich dachte mir das so: bei Betta in Genua, die uns heute oder morgen erwartet, da bleibe ich eine Zeit, bis das Kind ein bißchen älter ist. Dann reise ich damit heim. Du kannst mich zu Hause leicht ein paar Wochen entbehren."

„Unsere ganze Reise ist verdorben, Karlin!“

Sie lachte hell und schmeichelnd.

„Ach, geh, du besuchst Nizza und Umgebung eben allein. Es wird dir dort auch so gefallen. Bist doch kein Flitterwöchner mehr. Und zu Ende geht es ja auch mit der Reise. Ich verzichte freudig auf die Schönheit der Riviera. Ich bin selig mit dem Kindchen!“

Hattinger zuckte die Schultern. In seinen braunen Augen sah man die arbeitenden Gedanken.

„Bist du aber schwerfällig, Stephan! Sag' doch ja! Wenn nun ich ein Kindchen bekäme? Stelle dir vor, es sei so ...“

Da bemerkte sie, daß er nachgab, ergriff seine Hand und drückte sie innig.

Ein paar Stunden später verließen sie das carrarische Tal.

Die Nachmittagsonne glänzte auf den Kuppeln der Kirchen und den Dächern der Villen, die auf den niederen Höhen standen.

Sie reisten ab — mit dem Kinde und der Tochter der Alten als Amme.

... Stephan schnitt anfangs ein süß-saures Gesicht. Karline strahlte. Nur dann und wann flog ein Schatten über ihre Stirn wie eine Wolke über den Frühsommerhimmel.

Die Waise war zunächst nur ihr „Kostkind“. Man hatte ihr gesagt, daß väterlicherseits wohl kaum Verwandtschaft vorhanden sei, die Anspruch auf das lebende Erbe erhebe, daß man jedoch in der Heimat der Mutter nachforschen müsse, ob es dort niemand einfordere. Man wolle ihr so bald als möglich nach Genua Nachricht geben.

Frau Betta Ossanzas Mann handelte mit Südfrüchten.

Er war der Bedeutendste am Platze, der Zitronen, Orangen, Krachmandeln, Trauben, Datteln und Feigen nach dem Norden versandte.

Sein Haus in der Nähe des Hauptbahnhofes war außen stattlich und innen wohl eingerichtet. Seine Gattin, eine Süddeutsche und Jugendfreundin Karlines, die als Mädchen manchen Sommer auf dem Gute Halleck verbracht hatte, führte das Leben einer verwöhnten Frau.

Sie hatten zwei große Kinder und auch ein kleines. Doch war dieses etwas älter als das, dem Karline Mutter werden wollte.

Das Hattingersche Paar wurde nach der ersten Überraschung über den unerwarteten Zuwachs freundlich aufgenommen.

Frau Ossanza lachte Stephan aus, der mit starker Verlegenheit rang, bis seine Gattin mit hastigen Worten den Sachverhalt erklärt hatte.

„Aber das ist ja ebenso reizend wie romantisch," rief die hübsche Frau und bewunderte erst das liebe, putzige Kindlein, dann die gute Frau und den nachgiebigen Gatten.

Sie war ein phantastischer Sprühkopf, lebhaft und leicht begeistert, und so gefiel es ihr, einen Roman nicht zu lesen, sondern zu erleben.

Die zwei Frauen waren nicht mehr zu trennen. Karline lag nichts an Genua und seinen Schönheiten, den Palmen und dem blauen Meer.

„Das sehe ich alles noch. Jetzt muß ich lernen, Kinder pflegen. Dazu habe ich bei Betta Gelegenheit."

Stephan ging ein wenig verdrossen allein oder mit Signor Ossanza, der ein ziemlich robuster, trockener Mann war, und hatte mit einer gewissen Eifersucht auf das fremde Kind zu kämpfen. Aber er fühlte doch auch eine aufsteigende Freude an Karlines Glück.

Seit der schweren Enttäuschung hatte er öfter etwas Gleichgültiges, Stumpfes an ihr bemerkt. Nun blühte und glühte sie in Lebenslust und Frohsinn, und der Reiz ihrer Jugend kehrte zurück, gesteigert und verklärt.

In Gottes Namen also! — Jetzt wünschte er schon selbst, daß niemand das wunderwirkende Geschöpfchen zurückforderte. Karline ist eine kluge Frau, sagte er sich. Eine Ehe ohne Kinder ist wie ein Baum ohne Zweige: leer und öde und leicht knickt ihn ein Sturm. Und ob es nun dieses oder ein anderes Kind war, darüber wollte er nicht grübeln. Die eigenen Sprößlinge mißrieten ja oft genug den besten Eltern. Und zu guter Letzt, was wäre ihm sonst geblieben als Nachgeben. Die große, blonde Frau, so still und liebenswürdig sie war, wußte doch ihren Willen durchzusetzen.

Am Tag vor seiner Abreise, nachdem er eine halbe Woche in Genua verbracht hatte außer dem dreitägigen Abstecher nach Nizza, machte sie doch noch einen Spaziergang an den Hafen mit ihm.

Stephan gewann den Eindruck, als habe sie ihn dazu veranlaßt, um sich über etwas auszusprechen. Denn sonst waren sie ja fast nie allein.

Sie überquerten die Piazza Acquaverde, wo aus der Säulenhalle des Genueser Bahnhofes sich gerade ein Strom Reisender ergoß. Sie wandten sich dann südlich, durchschritten einen Torbogen und gelangten nach der Piazza del Principe. Rechts abzweigend führte eine Straße über eine Bahnbrücke, die in Windungen zur Höhe anstieg.

Hier war's still und schön.

Man sah auf Hafen und Meer, den Mastenwald und die ab- und zufahrenden Schiffe. Die Klänge der sie begleitenden Musik drangen weich und träumerisch herauf.

„Wundervoll, Karlin, dieses Genua! Und erst Nizza, Monaco! Schade, daß du nicht dabei warst."

„Das Schönste habe ich gesehen: Rom. Ich bin's zufrieden. Und das hier sehe ich ja noch so nach und nach."

Sie sprach zerstreut, wandte den Blick bald von dem eigenartigen Bilde und sah ihren Mann an.

„Du wirst morgen fahren, Stephan?" fragte sie.

„Jawohl, Karlin. Es ist Zeit, daß ich heimkomme. Höchste Zeit."

„Du sagst nichts von dem Kind zu Hause. Zu niemand."

„Wie du meinst. Obgleich ich nichts daran fände."

„Ich meine, du tust es besser nicht. Zunächst wenigstens nicht. Wir wissen ja noch nicht, ob wir's behalten dürfen. Wenn nicht, braucht niemand davon zu wissen und darüber zu schwätzen. Nicht wahr?"

„Recht hast du."

„Und dann — sie werden nach mir fragen — sage, ich sei noch für eine Zeit in Genua bei meiner Freundin, da — da — es um meine Gesundheit nicht so recht gut stünde —"

Erstaunt schaute er sie an.

Ihr Gesicht stand in Flammen. In Flammen tiefer Scham.

„Ich — ich möchte — das heißt, wenn das Kind uns verbleibt — dann möchte ich — daß man zu Hause später glaubt — es ist — es sei — es ist — unser — eigenes . . ."

Hattingers frisches Gesicht sah geistesverlassen aus.

„Das — das ist ja romantischer Unsinn, Karlin."

„O nein," erwiderte sie, richtete sich auf und überwand die Scham, um das vorschwebende Ziel zu erreichen. „Ich hab's mit Betta genau durchgesprochen. Betta sagt, es ginge vortrefflich."

„Ja — aber — da müßten wir ja einen ganzen Lügenteppich zusammenweben. Die reinste Komödie aufführen.“

„O nein, Liebster. Du brauchst nichts zu tun, kein Wort zu sagen daheim, nur geheimnisvoll zu lächeln und die Schulter zu zucken. Das ist alles. — Das andere darfst du mir überlassen. Es wird ganz einfach sein, und die Umstände sind günstig. Ich bleibe längere Zeit hier — das Kindchen ist ja so klein — ich komme dann damit heim, verbringe die erste Zeit in Zurückhaltung, Halleck liegt ja einsam genug, Umgang mit Frauen habe ich so gut wie keinen — Männer verstehen in solchen Dingen nichts — ich lächle gleich dir — das Kind ist dunkeläugig und dunkelhaarig wie du — und wenn man mich fragt, so sage ich: ‚Es ist unser Kind. Und niemand wird zweifeln. Denn es ist unser Kind,‘ weil wir's als solches anerkennen. Also spreche ich keine Lüge aus. Man wird es höchstens verwunderlich finden, daß ich ferne war. Solche Neugierige sollen ein Märchen hören. Irgend eines. Das überlasse mir ...“

„Und Doktor Wolff, unser Hausarzt, Karlin?“ unterbrach er die Eifrige. „Er weiß doch ...“

„Auch Kapazitäten können sich irren, die Natur spielt ihnen manchen Streich. Auch Betta sagt's.“

„Liebe, das ist gewagt. So geht das kaum. Du bedenkst nicht ...“

Sie richtete sich auf: „Wolff kann man ja die Wahrheit sagen. Er schweigt.“

„Das ist ja ein abenteuerlicher Plan,“ erwiderte Hattinger, der nach der ersten Verblüffung ihren Reden mit zögernder Nachdenklichkeit gefolgt war.

„Gar nicht. Und wenn auch. Mancher Plan ist es und gelingt und macht glücklich.“

Ihr Gatte betrachtete sie forschend.

„Macht es dich glücklich, als eines fremden Kindes leibliche Mutter zu gelten?"

Das inbrünstige Verlangen nach Muttergefühl und Mutterglück lag auf ihren Wangen, brach leuchtend aus ihren Augen. Wie durchdrungen sie davon war, offenbarte sich in der zitternden Wärme ihrer Stimme.

„Ja, Stephan."

Er hörte ihr hastiges Atmen. Empfand den sprechenden Druck ihrer Hand, die auf seinem Arm lag.

„Stephan! Betta sagt, der Himmel wird uns jede Täuschung verzeihen, denn wir tun ein gutes Werk."

Hattinger lachte.

„Ja, Frau Betta! O, ihr Frauen seid die genialsten Sophisten, die es gibt. Nun ja — meinethalben — wenn es dich so beseligt, Karlin, dann will ich hingehen und geheimnisvoll lächeln und die Schulter zucken."

Er mischte Scherz in den Ernst und nahm damit der Lage das Heikle.

Das Gesicht der jungen Frau glänzte. Sie blickte rasch nach oben und unten, und da ihnen niemand nahe war, umarmte sie ihren Mann, küßte ihn voll leidenschaftlichem Dank.

Am nächsten Morgen, als er Abschied nahm, stand sie mit nassen Augen vor ihm.

„Die erste Trennung für längere Zeit," sprach sie schmerzlich bewegt.

„Tja, eine Annehmlichkeit ist's nicht für mich," antwortete er seufzend.

„Sei mir nicht böse," bat sie innig. „Bald bin ich wieder bei dir, und dann, Stephan, dann sind wir reich, und mein stiller Gram ist weg, und wir beide, ich und das Kind, werden dich über alles liebhaben. Und vergiß nicht,

schicke mir die Erstlingswäsche von Hause. Die kleinsten Sachen nur. Sie ist in der blaugetünchten Mansardenstube in dem großen Koffer eingeschlossen. Ach, mit Tränen hab' ich sie oft betrachtet und nimmer geglaubt, daß ich sie je noch brauchen würde."

Sie lief noch in der letzten Minute nach dem kleinen Mädchen und hielt es ihm mit dem Stolz und der Freude einer Mutter entgegen.

„Schau, wie wunderhübsch und niedlich es ist. Man muß es liebhaben. Gib ihm den Vaterkuß, Stephan!"

Er wehrte mit der Hand ab.

„Hier noch nicht. Daheim. Ich muß mich erst daran gewöhnen. Für mich ist der kleine Balg ein großer Räuber."

„Nichts verlierst du!" rief sie eifrig. „Nur gewinnen wirst du, Lieber. Ein herziges Kind und ein fröhliches, glückliches Weib."

Ernst lächelnd umarmte er sie zum letztenmal.

„Sei vernünftig, Karlin, und hänge dich nicht allzusehr an das Kind! Es könnte sein ..."

Sie legte ihm die Hand auf den Mund.

„Sag' es nicht, sag' es nicht! Es trifft mich ins Herz. Seitdem ich's pflege und warte, ist's mir so lieb geworden. Wenn ich es hergeben müßte, ich würde mein Leben lang daran kranken!"

Vierzehn Tage nach Stephans Abreise sandte Frau Hattinger ihrem Gatten mit einem Jubelbrief die Papiere, die ihr den Besitz des Kindes sicherten.

„Es ist unser, Liebster! Niemand macht es uns mehr streitig. O, wie sehnlich habe ich die Nachricht erwartet, wie oft habe ich nachts gezittert. Großmütter, Muhmen und Vettern tauchten als Schreckgestalten vor mir auf

und streckten die Hände verlangend nach meinem Kind aus und entrissen es mir. Gott sei Dank, daß die Tage vorbei sind.

Entfernte Verwandte mütterlicherseits seien in einem kleinen Orte der Schweiz allerdings vorhanden, wie der Polizeivorstand von Carrara meldet, aber keines will von der armen Waise etwas wissen. Und ein Stiefbruder ist da Die im Wochenbett verstorbene Frau war vorher schon einmal verheiratet. Der Bube wird bei dem Vater seines gleichfalls abgeschiedenen Vaters erzogen. Was kümmert den das Kind des Nachfolgers seines Sohnes.

Das Kind wäre ein Gemeinde- oder Bettelkind geworden. Nun wird es unser Liebling und Herzblatt und soll es gut haben. Ich liebe es unaussprechlich und bin überselig, daß wir so gehandelt haben.

Ich glaube kaum, daß ich mein eigenes lieber haben könnte. Seit ich das fremde Kindlein angefaßt, ist ein mütterliches Feuer in mir. Ich könnte mein Leben lassen für das Kind, dem ein anderes Weib das Dasein gegeben.

Es gibt genug Frauen, die schlechte Mütter sind. Ich aber hoffe, unserem Kinde ohne die Stimme des Blutes eine gute Mutter zu werden. Und auch Du wirst es bald recht liebhaben, Stephan. Unser Kind!

Es ist gesund und gedeiht. Es wächst. Aber es soll nicht wachsen; jetzt nicht. Erst später. Betta meint zwar, es sei so zart und zierlich, daß man es mit zwei Monaten leicht als drei Wochen altes Kindlein ausgeben kann. Sie versteht es doch mit ihrem Vierteldutzend. Sie meint, es hätte ganz Deine braunen, stillen Augen. Das ist gut.

Wie Du aus dem Taufzeugnis siehst, ist es Chiara — Klara getauft. Betta schlägt vor, die Buchstaben umzusetzen und es Karla zu nennen. So sei eine treffliche

Verbindung hergestellt zwischen meinem und seinem Namen. Ich finde es auch.

O, wie ich mich freue — freue zu Dir zu kommen — mit unserem lieblichen Mädchen zu einem neuen, schönen Leben auf Halleck."

Es war ein selten schöner Sommer. Jeder Tag vom Morgen bis zum Abend ein goldenes Leuchten im saphirblauen All; und jede Nacht ein silbernes Glänzen im samtenen Dunkel. Ein Sommer, der Menschen und Tiere froh macht. Man fühlte es draußen in der Natur, denn überall pulste erhöhtes Leben. Zahllos waren die Tierlaute, und vor jedem Menschen her, den man gehen sah, schien gleichsam ein heiteres Lied zu schweben.

Das Gut Halleck lag über der Höhe in einer sanften, weiten Mulde, rings von Hügeln umgeben, die den Gebäulichkeiten übers Dach schauten.

Es war ein mittelgroßes Haus mit mehreren wirtschaftlichen Nebenbauten. Alles altmodisch, aber gut instand gehalten, blank und gediegen.

Das Hauptgebäude spiegelte sich mit der Vorderfront in einem kleinen, künstlich angelegten See, Röhricht stand am Rande mit braunen Kolben, die steil aus den grünen Lanzenblättern aufragten; auf der Wasserfläche blühten schneeweiße Nymphäen, inmitten der tellergroßen Blätter schwimmend; auf den freien Stellen Scharen von Wildenten, schnatternd, grundelnd, sich haschend. Die metallgrünen Hälse der Männchen funkelten, das braungoldene und weißgemischte Gefieder der Weibchen glänzte im Licht. Ein Bade- und ein Schiffshaus standen am Rande, und am Ufer entlang waren Pfähle eingerammt, an denen Netze trockneten.

Wenig andere Laute hörte man als die der Natur.

Manchmal das Brüllen des Rindes, das Wiehern eines Pferdes, das Gackern und Krähen des Geflügels, das Schwirren eines Taubenflugs.

Es war ein Ort tiefer Einsamkeit, wo die Menschen gegenseitig auf sich angewiesen waren und tätig sein mußten, um der Tage nicht müde zu werden.

Karline hatte das Kind und die Leitung des großen Haushalts, und ihr Gatte war den ganzen Tag beschäftigt. Er war ein Gutsherr, wie ein solcher seit langer Zeit hier nicht mehr gewirtschaftet hatte.

Zwei Stunden abwärts, durch Wälder und über moorige Hänge, lag das nächste Dorf. Ein größeres Dorf, in dem eigentlich keine Dörfler mehr hausten, denn fast alle Einwohner lebten von den Sommergästen, die von Mai bis Oktober von dem nahen München und auch weither den reizvoll an einen großen See hingebreiteten Ort besuchten und in den Hotels, Villen und Bauernhäusern Wohnung nahmen. So fand man wenig und nur im kleinsten Maßstabe betriebene Landwirtschaft, zumeist Gewerbler und Geschäftsleute, die in erster Linie den Fremden dienten.

Zwischen dem Orte und dem Gute Halleck gab es in den Sommermonaten nur wenig Beziehungen. Die landwirtschaftlichen Erzeugnisse gingen mit der Bahn weg, da Hattinger auf zeitweisen Absatz sich nicht eingelassen hatte und nur die Milch Sommers über für die Fremden lieferte, mehr aus Gefälligkeit gegen die Ortseingesessenen als des Nutzens wegen.

Sonst waren beide Teile mit den eigenen Interessen auf das lebhafteste beschäftigt. Kaum daß die Knechte und Mägde des Gutes an Sonntagen herabwanderten. Sie fühlten sich nicht behaglich zwischen den Städtern und gingen lieber in Richtungen, wo sie ihresgleichen trafen.

Im Winter war es anders. Da vertrieb man sich im Ort die Zeit mit mancherlei vergnüglichen Veranstaltungen. Daran nahmen auch die Leute von Halleck teil. Auch Hattinger kam oft herab, zu den Festen wie alltags. Seltener seine Frau.

Als Karline vor sechs Jahren mit dem Kinde angelangt war, hatte es nicht viel Aufsehen erregt. Die Leute waren zu sehr mit sich selber beschäftigt gewesen.

Die Hallecker hatten seit Jahren wieder ein Kindlein erhalten; man machte vorher ein Geheimnis daraus, weiß Gott warum, es sei auf ihrer italienischen Reise, also etwas zu früh, zur Welt gekommen und gedieh nun.

In der Art gab es Varianten, mit mehr oder weniger Kritik. Der Kern blieb der gleiche. Einfache, arbeitsame Leute suchen nicht nach Romantik.

Im Winter darauf war das mit dem Kinde der Hallecker keine Neuigkeit mehr.

Karlines „abenteuerlicher Plan" hatte sich somit leicht durchführen lassen. Das war das Kind der jungen Gutsleute, und daran zu zweifeln fiel außer dem Doktor Wolff, der sich allerlei dachte, aber nichts redete, keiner Seele ein.

An einem der blendenden Sommertage nahmen Hattinger und seine Frau das Vesperbrot in einer halboffenen Laube von wildem Wein. Bienen summten über dem Hausgarten, aus dem es würzig herüberduftete. Der Blick ging über den Wirtschaftshof zum See hinaus, der silbrig glänzte.

Schöne, gelbliche Milch und ein Glas frischen Biers standen auf dem gedeckten Tisch; das selbstgebackene Brot in lockender Bräune und ein zierliches Laibchen Butter lagen daneben.

Stephan, der soeben einen sandgrauen, feisten Schwei-

zer Bullen im Stall hatte unterbringen helfen, leerte mit dem ersten Trunk fast das Glas; der Schaum hing ihm dick in den Barthaaren.

Ohne Zögern wischte er den Mund mit der Hand rein und strich sie an der Hose ab.

Karlines Brauen zuckten.

„Aber, Stephan! Jeden Morgen stecke ich dir ein Taschentuch in die Joppe."

„Ah, 's geht auch so."

„So machen's die Knechte. Du bist der Herr. Du solltest deinen Bart überhaupt etwas mehr pflegen."

„Ach was, Frauenzimmergetue!" entgegnete er ärgerlich. „Schulmeisterst mich immerfort. Das geschniegelte Wesen von einst taugt nicht an den Dungwagen, in die kotigen Furchen, in die Moorgräben, in die Schweineställe. Hab' morgens keine Zeit, mich eine halbe Stunde vor den Spiegel zu stellen."

Karline schwieg. Was hätte sie erwidern sollen? Im gewissen Sinne hatte er ja recht. Und dennoch, sie nahm es seit langem schmerzlich wahr, daß Stephan sich mehr und mehr gehen ließ. Daß er ihr gegenüber es nicht der Mühe wert fand, sich einigermaßen zu beherrschen in Anzug, Benehmen und Rede.

„Du bürdest dir zu viel auf, Stephan. Dadurch bleibt für dich selbst keine Zeit. Du gönnst dir weder Ruh' noch Behagen," begann sie nach einer Weile mit einem kleinen Seufzer und wandte das Gesicht zur Seite, um den Rauchwolken zu entgehen, die er vor sich hinblies. „Du hast den Viehbestand bedeutend erhöht, Felder und Wiesen erweitert, Wald dazugekauft — gut! Das wäre genug gewesen. Wir haben fast noch einmal so viel Leute als im Anfang. Jetzt aber, vor zwei Jahren die Torfstecherei, und heuer die Kiesgrube ..."

Er lachte breit und reckte sich.

„Du verstehst davon nichts, Kind. Da muß eins ins andere gehen. Der Torfstich ist für die Zwischenzeiten, wenn man nicht sät und nicht erntet. Da muß ich doch Arbeit haben für die Leute. Ich mir zuviel aufladen? Karlin! Man ist doch jung und stark. Was soll ich anfangen mit meinen Kräften? Und die Kiesgrube? Ich freute mich, als ich dieses Lager entdeckte. Du hast einmal gesagt, du traust mir zu, daß ich Geld aus den Steinen klopfe. Da hast du's! In einem Jahr kann ich dir Füchse hinlegen. Der Betrieb ist einfach und der Gewinn läßt sich sehen."

Er senkte die Hände in die Hosentaschen. Seine Züge waren voll Befriedigung.

„Immer der Gewinn."

„Na ja. Nur so macht's mir Freude. Ums tägliche Brot allein will ich nicht schuften. Das würde uns fast von selber wachsen. Da brauchte ich weder das Gehirn noch die Füße anzustrengen und könnte dasitzen und Fett ansetzen. Aber — aufrichtig gesagt — beschließen möchte ich mein Leben nicht bei Stallduft und Misttunke, in Ochsensorgen und Kälberfreuden, als Moorgraf und Stoppelreiter. Also sammle ich Moneten, um mir's einmal gut gehen zu lassen."

„Wie, du denkst daran, daß wir das Gut je verkaufen sollen? Vater erbte es vom Großvater — der von seinem Vater — fünf Geschlechter ..."

„Tja, der Erbe fehlt uns," unterbrach er sie rasch und leichten Tons. „Dafür kann ich nichts. Wollte ja auch lieber einen Buben ins Haus. Aber da warst du so impulsiv ... Mach' nur kein so entsetztes Gesicht, liebe Frau! Man kann das Gut doch mal verpachten oder einen Verwalter anstellen, oder Karla — sie heiratet gleich dir

einen Mann, der meine Arbeit fortsetzt. Du lieber Himmel, auf die alten Tage möchte ich wieder gern zur Zivilisation zurück und ihre Freuden nochmal etwas genießen."

„Du könntest ja auch jetzt manchmal ausspannen und zur Stadt fahren," erwiderte Karline zögernd, und ihr Gesicht, das voller und reifer geworden war, hatte einen verhaltenen Ausdruck, „dich dort zerstreuen — eine andere Luft atmen — es würde dir gut bekommen."

„So sagst du jetzt. Als ich's in den ersten Jahren etlichemal tat, sahst du's nicht gerne."

„Du mußtest erst festwurzeln, Stephan. Das wäre nicht gegangen, wenn du die alten Beziehungen mit deinen einstigen Freunden aufrechterhalten hättest. Heute steht es anders. Ich möchte es sogar wünschen, daß du hier und da eine Stadtfahrt zum Vergnügen unternähmest." Sie streifte seine nachlässige Erscheinung mit einem raschen Blick. Er war ja noch immer ein hübscher Mann. Der Bart schloß sich ihm rund und voll um Kinn und Wangen und ließ ihn kraftvoll erscheinen. Aber er kleidete sich schlecht; sein Äußeres war unordentlich.

„Jetzt hab' ich keine Lust," antwortete er. „Keine Verbindung, die mich reizt. Müßte allein und auf eigene Faust herumtappen und jeder sähe mir den Landwirt an. Danke dafür. Zwei Herren kann man nicht dienen. Da muß einmal vorher eine gründliche Mauserung vorgenommen werden, und dann nochmal hinein ins Leben. Oder wäre dir die Vorstellung unsympathisch?"

„Ich habe das Stadtleben nie bevorzugt und kann nicht sagen, daß ich jetzt auch nur die kleinste Sehnsucht danach empfände. Wie es später wird, wenn Karla größer ist —"

„Na ja, das hat alles noch Zeit," sagte er und erhob

sich lässig. „Es war nur mal so eine Rede. Wissen die Götter, wann und ob je etwas daraus wird. Siehst doch, daß ich mit Leib und Seel' in der Wirtschaft stehe. Im Gegenteil, ich habe einen Plan, der mich für Jahre fesselt. Ich werde ihn dir heute abend entwickeln. Jetzt muß ich fort. — Holla, da kommt die Kleine. — Heda, du Schnake, wo hast du so lange gesteckt? Mama hat dir schon vor einer Viertelstunde gerufen."

Ein kleines sechsjähriges Mädchen flog heran, auf das der Name, mit dem es Hattinger gern zu benennen pflegte, wahrhaft paßte.

Dünngliederig und behend, mit langen Beinen, die es zappelig gebrauchte, zwei dunkle, dicke Zöpfe, die Flügeln gleich hinterherwippten, das Gesicht klein, ausdruckslos, bis auf die braunen, munteren Augen. Die blinkten den Mann mit heller Seligkeit und Aufrichtigkeit an.

„Ich habe das Rufen nicht gehört, Vater, sonst wär' ich gleich gekommen. Ich war in der Scheune bei der Katze. Die hat doch drei Kinder. Nun sehen sie schon und sind so liebensfreundlich."

„Liebenswert oder liebenswürdig, sagt man, Kind," verbesserte die junge Frau rasch mit freundlichem Blick.

Stephan lachte.

„Es ist Zeit, daß die Gouvernante antritt. Oder soll das neuitalienisch sein? An besonderer Intelligenz scheint sie nicht zu leiden, die Kleine ..."

„Was ist dabei! Hört sich sogar niedlich an. Nur du mäkelst immer."

„So wenig niedlich, wie sie italienisch aussieht," fuhr er fort, ohne ihren Einwand zu beachten. „Und hübsch bist du gar nicht, Range."

„Das weiß ich schon, Papa," sprach das Kind kleinlaut. „Du hast es mir schon gesagt."

„Stephan!"

„Na, na! Die Wahrheit darf man doch aussprechen. Und ich schone ja deine Illusionen, Karlin. Ist mir auch nur so herausgeplatzt."

Über den Brauen Karlines zeigte sich eine Falte. Sie hielt das Kind an der Hand, das nach dem Lachen des Vaters erstaunt und scheu zu ihm hinsah.

Der Hund, der bisher im Sonnenschein vor der Haustüre geschlafen hatte, bellte.

Mitten durch das Gut führte die Landstraße. Auf dieser kam eine Dame heran.

Sie war nicht mehr jung, doch mit dem Reiz der Weltdame gekleidet.

Sie trug ein knöchelfreies, enges, kaffeefarbenes Sommerkleid mit schwarzen Knöpfen. Der weitrandige Strohhut saß auf breit und modisch frisiertem Haar über einem blassen, hübschen Gesicht. Der Stock des Sonnenschirms reichte ihr bis an die Brust, als sie ihn beim Näherschreiten zugeklappt in der Hand hielt.

Als sie die Gruppe in der Laube erblickte, trat sie darauf zu und fragte, die braunen, selbstbewußten Augen auf Hattinger richtend: „Verzeihung! Geht die Straße hier nach Guppling?"

Stephan hatte sich aufgerichtet und schlug nun die Hacken seiner Schaftstiefel zusammen.

„Gewiß, gnädige Frau."

„Ist es noch länger als eine Stunde hin?"

„Gerade eine Stunde dürfte gnädige Frau bei mäßigem Tempo brauchen."

„Kann man dort etwas zu essen erhalten?"

„Es ist ein schlichtes Gasthaus da, Gnädigste. Schlechtes Bier, gute Milch, Butter, Käse."

„Ich danke verbindlichst für Ihre Freundlichkeit."

Sie neigte den Kopf und ging.

Stephan schaute ihr nach.

Sie wiegte sich in den Hüften, balancierte auf hohen Stöckeln und drehte sich noch einmal um, ehe die Straße an der Ecke des Gebäudes umbog. Ein selbstbewußter Blick glitt rasch zu dem Mann zurück, der nun aus der Laube getreten war, ein kokettes Lächeln; die weißen Zähne sah er zwischen den Lippen blitzen.

„Eine fesche Person. Wandert da sorglos allein umher, als wär' sie ein altes, wüstes Schwammerlweib!"

„Kann ihr kaum etwas geschehen. Bei dem Wetter sind überall Leute draußen," sprach Karline kühl, mit leisem Spott in den Mundwinkeln über ihres Mannes weltmännische Anwandlung angesichts dieser Großstadtdame, und schenkte dem Kinde die Milch ein.

Hattinger verschwand im Haus, holte sich das Gewehr und pfiff der wolfsgrauen Bracke, die sich träge wieder in den Sonnenschein gelegt hatte.

„Will auf dem Rückweg durchs blaue Hölzl. Vielleicht kommt mir irgendwas vors Rohr. Wenn kein Braten, so ein Raubzeug!"

Er schwenkte den Hut zum Abschied und lenkte nach der entgegengesetzten Richtung, in der sich die Dame entfernt hatte.

Karline sah ihm nach; ihre Stirn verdüsterte sich.

Sie hörte das Geplauder des Kindes kaum, das ihr mit dem gleichen Eifer, mit dem es Milch, Butterbrot und Honig verzehrte, von der geliebten Katzenfamilie erzählte.

„Die Katze ist gar nicht mehr böse, wenn ich ihr die Jungen nehme und in meinen Schoß lege. Sie guckt mich zutraulich an und schnurrt. Darf ich jetzt wieder zu ihr gehen, Mutter? Ich bin satt."

„Ja, Kind."

Nach einem nachdenklichen Blick umarmte Karla die Mutter stürmisch.

„Zuvor ein Bussi, liebes, liebes Mutti!"

Die zarten Kinderlippen küßten sie herzhaft.

„Und noch eins, Mutti, und noch eins! Bis du wieder lächelst."

Karline lächelte, halb schmerzlich, halb beglückt.

Die Liebe für dieses Kind war nicht geschwunden im Lauf der Jahre. Und nicht weniger geworden. Sie hatte ganz das Gefühl, als wäre die Kleine jenes Geschöpfchen, das sie einst geboren, elend und lebensunreif, und das Schicksal hätte es ihr nach einer Weile gesund und lebenskräftig wieder ans Herz gelegt. Die Wunde, die ihr weibliches Muttersehnen durch die schlimme Enttäuschung von einst erlitten hatte, war heil geworden.

Aber da war Stephan.

Die Enttäuschung, die er ihr bereitete, die sie erst lange vor sich selbst verhehlen gewollt, die zehrte in ihr.

Nicht daß er verbauerte, äußerlich verbauerte, nahm sie ihm übel. Sie hatte ihn ja geliebt. Sie selbst hatte ihn ja im Anfang darauf hingewiesen, mit den Ortsbürgern zu verkehren, der guten, gemeindlichen Beziehungen halber und um ihn eher an den neuen Wirkungskreis zu fesseln. Er konnte nur lernen davon. Zuerst fühlte er sich von den bäurischen Männern abgestoßen, doch allmählich gewöhnte er sich und fand Gefallen daran und nahm außer dem Dienlichen auch Dinge an, die seine Frau oft verletzten. Aber das hätte ihr Glück nicht so tief überschattet. Was sie stärker bekümmerte, war, daß seine Tüchtigkeit als Landwirt in Gewinnsucht auswuchs.

Das Gut hatte im letzten Jahr eine Summe abgeworfen, über die sie mehr erschrak als sich freute. Berauschte

ihn das Glück des Erfolges, oder war's ein schwarzer Flecken an seinem Charakter, der immer krasser zum Vorschein gelangte? — Habgier?

Denn er geizte und sparte, wo es nur anging.

Nun, er hatte ihr vorhin deutlich seine Anschauung und sein Ziel geoffenbart, und den Schmerz darüber spürte sie in sich. Ihre Heimatliebe und ihr Herz waren verwundet. Jetzt sah sie, daß ihr Besitz für ihn nur dazu da war, um ihm möglichst großen materiellen Nutzen abzugewinnen, und daß ihm das Zusammenleben auf eigener Scholle ganz außerhalb der Welt zu sein dünkte.

Und auch sein Verhalten gegen das Kind erfüllte sie mit Kummer. Es war ganz anders geworden, als sie sich's in schöner Aufwallung vorgestellt, und das innige Zusammenhalten, von dem sie geträumt, war nicht eingetroffen.

Stephan hatte gleich im Beginn eine gewisse Eifersucht gezeigt, und ihrer Liebe bereitete es Mühe genug, ihm diese Torheit auszutreiben. Dann merkte sie wohl, daß er ihre Freude mitfühlte und dem Kind Beachtung schenkte. Vielleicht war es nur Neugierde gewesen, denn bald benahm er sich gleichgültiger und fand das „ewige Gepäppel mit der kleinen Kreatur wunderlich".

Und dann folgte eine Zeit, in der er sich mit dem heranwachsenden Mädchen, das so possierlich herumwackelte und verdreht daherplapperte und so unbekümmert seine Gedanken heraussagte, neugierig und herzig zutraulich war, ergötzte und sich mehr mit ihm abgab.

Karline hoffte schon, daß sich sein Herz dem Kinde öffne.

Von ihrer Mutter wußte sie, daß es Väter gibt, die gegen ihre eigenen Kinder sich so lange ablehnend verhalten, bis der Geist in ihnen reger wird. Dann erst bricht die Liebe bei ihnen durch.

Nun hoffte sie sehnsüchtig, daß sich's gleichermaßen bei Stephan vollziehen würde — daß er wenigstens Zuneigung empfand, wo sie längst mit aller Hingabe liebte.

Doch bald erkannte sie: das niedliche Mädchen galt ihrem Mann nur als kleiner Hanswurst, mit dem er sich manchmal unterhielt, weiter nichts.

Und auch das änderte sich. Die Drolligkeiten Karlas verloren nicht allein ihre Wirkung bei ihm, er fand schließlich keine Zeit mehr für die Kleine. Keine Zeit und keinen Sinn, weder für das Kind noch die Frau. Er ging völlig in Arbeit und Neuerungsbestrebungen auf und studierte abends in Fachbüchern.

Frau und Kind waren immer mehr auf sich allein angewiesen und schlossen sich herzlich aneinander an. Er dagegen goß nicht selten seinen beinahe boshaften Spott über das Verhältnis aus.

Und gegen Karla benahm er sich in einer Art, die jedem tieferen Gefühl fern war. Er sah in ihr stets das fremde Blut, ein Wesen, das er nach Laune behandelte, kritisch beobachtete und mit einer heiteren Sachlichkeit, ja, ohne Wohlwollen beurteilte.

Karline seufzte und strich sich das blonde Haar aus der Stirn, von der die Jugend verschwunden war.

Das waren die Gründe, weswegen sie sich die letzten Jahre mit Stephan etwas auseinandergelebt, Ursachen, die innerlich eng verbunden waren. Das erkannte sie allmählich und fragte sich mit Wehgefühl, ob die Schuld bei Stephan oder in den Verhältnissen lag.

Wäre es anders geworden, wenn dieses Kind sein eigenes wäre, wenn sie, Karline, ihm einen Knaben geboren hätte?

Ein Pfau stelzte über den Hof und trabte mit seinen grauen, häßlichen Füßen mitten in eine Schicht verstreu-

ten Mistes hinein. Er hob den in der Sonne glänzenden Schweif darüber hinweg. Eine Henne mit Küchlein stand ihm im Weg, eifrig bemüht, ihren kleinen Jungen das Futter zu sichern.

Etwas an ihr verdroß den bunten Stutzer des Geflügelhofes. Er stolzierte auf sie zu, musterte sie feindselig, pickte auf sie. Sie wich zurück und lockte erschrocken ihre Kleinen zu sich.

Der Pfau warf herausfordernd den Kopf mit dem gefiederten Krönchen in den Nacken, kollerte und hackte mit dem Schnabel nach einem der gelben Hühnchen.

Da stellte sich die Glucke davor und sprang ihn an mit wutfunkelnden Augen und gespreiteten Flügeln.

Den Kampf unterbrach Karline, noch ehe er recht begonnen hatte. Sie drängte die erregte Mutter nebst den Küken in eine sichere Richtung und scheuchte den eitlen wichtigen Herrn weg. Er lief flink davon. Dann flog er kreischend auf. Auf einem Zaungatter ließ er sich nieder, schüttelte und zupfte sein Gefieder und ließ schimpfend sein gelles Geschrei ertönen.

Die kleine Szene hatte den trüben Gedanken der Gutsfrau ein Ende gemacht. Sie ging ins Haus.

Hattinger war mit seinen Kontrollgängen fertig. Das Gewehr über der Schulter, den Hund hinter sich, streifte er durch das blaue Hölzl.

Es war warm im Wald. An den Zweigen zitterte kein Laub; keinen Vogellaut, kein Lebenszeichen hörte man. Nur Hummeln schossen plump zwischen den Stämmen durch. Sie suchten flugmüde ihre Erdlöcher auf.

Hattinger hielt den grünen Filzhut mit dem Gemsbart in der Hand und schritt lautlos und scharf äugend vorsichtig über das nadelbesäte Moos. Er wischte sich den

Schweiß von der Stirn, die fest und massig über den dunklen, nüchternen Augen wirkte.

Auf ein leises, fernes Geräusch riß er mit schnellem Griff die Flinte ab. Ohne Ergebnis sollte der Gang nicht sein.

Da kam ihm ein weibliches Wesen entgegen. Die Dame, die vor etlichen Stunden um den Weg gefragt hatte.

Sie schritt heran, leicht und graziös, trotz ihres stattlichen Körpers. Den Strohhut hatte sie abgenommen; die schmalen Streifen Sonne, die schräg hereinschienen, zuckten über das reichgebauschte Haar.

Ihre Augen glänzten, als sie Hattinger sah. Die weißen Zähne blinkten wieder. Das gab dem vollen und ein wenig harten Gesicht einen lüsternen Zug.

„Ich glaube, ich habe mich verirrt. Ich wollte von der Straße abweichen und im Walde wandern. Nun weiß ich nicht, ob ich in der rechten Richtung bin. Wo liegt Ihr Gut, mein Herr? Oder gibt es einen Waldweg nach dem Dorf unten? Muß man durch Ihr Eigentum gehen?"

„Gnädige Frau," sprach Hattinger, eine seltsame Befangenheit niederkämpfend, die ihn unter ihrem Blick befiel, „ein hübscher Waldweg führt ein Stückchen von hier durchs Holz auf Moorwiesen hinaus und schließlich hinab zum Ort. Wenn Sie erlauben, zeige ich Ihnen den Weg."

„Sehr liebenswürdig! Wenn Sie es gerne tun."

Verwirrt, doch lebhaft trat er an ihre Seite.

„Gnädige Frau sind kühn, so allein im Wald herumzustreifen," begann er, rief den Hund zu sich und nahm das Tier an die Leine, denn er spürte, wie die Frau neben ihm ihn von der Seite musternd betrachtete, und das verursachte ihm Unbehagen.

„Was soll ich fürchten? Wilde Tiere gibt's doch nicht

bei uns. Männer? Die fürchte ich erst recht nicht! Versteh' es gut, mit ihnen umzugehen."

„Aber Gesindel, meine Gnädige."

„Ich habe eine Waffe bei mir."

Sie zeigte lächelnd ein braunes Tütchen in ihrer Hand und hielt es ihm entgegen.

Er schaute, roch und fuhr niesend zurück.

Belustigt rief sie: „Pfeffer, mein Herr. Gewöhnlicher Küchenpfeffer. Muß es denn immer eine Schußwaffe sein, mit der man verletzt oder gar tötet, oder die uns von einem Listigen zu unserem Schaden entwunden wird? Das hier dem Zudringlichen bei der Annäherung in die Augen geschleudert, und er läßt unter allen Umständen ab, und man kann fliehen. Sie sehen, das Geschoß war schon in Bereitschaft, als ich eine Gestalt auf mich zukommen sah. Eine Malerin, die viel allein im Freien herumwanderte, hat mir das verraten."

„Wenn man das originelle Mittel nur immer rechtzeitig anwenden kann. Und dann gibt's doch auch zweibeinige Bestien, die auf anderes als Schmuck und Geld ausgehen ..."

„Auf Liebe, meinen Sie?"

„Wenn man's so nennen will. Und das sind nicht immer Vagabunden, denen man die schlechte Absicht beim ersten Anblick zutraut. Da passieren Fälle — Männer, die wohlanständig aussehen — sich erst mit Anstand anpirschen —"

„Ach — wenn's ein stattlicher wäre —"

Sie blitzte ihn schelmisch an und lachte laut auf, daß es lustig durch den Wald schallte.

„Im Dorfe unten," sprach sie dann schnell weiter, „da hält man's ja nicht aus vor Langerweile. Aber ich soll nun einmal im See baden und habe mich eingemietet für

sechs Wochen. Sind lauter alte Damen dort, die mich scheel anschauen, und alte Herren, die ängstlich sind und doch heimlich und wohlgefällig nach mir schielen; von Ehrbarkeit strotzende Familien und junge Weiblein, die jeden Abend zum Bahnhof trippeln, um den Gatten zu erwarten. Also 'raus aus der kleinlichen Gesellschaft, sonst ersticke ich!"

Hattinger war froh, daß sie weitergeplaudert hatte. Ihre Rede vorhin und der sprechende Blick dazu hatten ihn aufgerüttelt.

Er atmete beklommen und sah, daß sie einen sinneerregenden Mund besaß. Welch eine Wonne mußte es sein, von ihm geküßt zu werden.

Er strich sich über die heiße Stirn.

„Hübsch, besonders hübsch war der Spaziergang heute," hörte er sie reden. „Ich werde ihn öfter machen. Auch das Essen in dem ländlichen Gasthaus mundete mir."

„Was bekamen Sie, gnädige Frau?" fragte Hattinger, um etwas zu sagen.

„Ein Glas Bier und ausgezeichneten Emmentaler."

„Käse. Ich habe eine unüberwindliche Abneigung dagegen."

„Und ich esse Käse gern. Abneigungen kann man überwinden. Wenn ich einmal das Vergnügen hätte, Ihnen die verabscheute Speise anzubieten — Vielleicht treffe ich Sie an einem der nächsten Nachmittage drüben in Guppling, dann probieren wir's."

Sie sah ihn an. Wieder jagte die Welle über ihn und machte ihn befangen.

„Ja, vielleicht führt mich der Zufall hin." Innerlich ärgerte er sich. Wie blöde und ungelenk war er Weltdamen gegenüber geworden.

Sie kamen auf eine Waldwiese. Da stand ein Reh im Gras und äste.

Feldmann zuckte an der Leine. Hattinger griff nach der Waffe.

Sicher, er traf nicht. Aber es war ihm wohltuend, abgelenkt zu werden und irgendwie zu handeln.

Seine Begleiterin faßte ihn an beiden Handgelenken.

„O! Bitte, nicht schießen! Nicht in meiner Gegenwart! Dies herzige Tier. Ich bitte Sie!"

Fest und lange hielt sie ihn Auge in Auge, bis er willfährig nickte. Dann ließ sie ihn mit einem zärtlichen Druck frei.

„Dank' schön. Brav sind Sie. Brav und lieb. Da wäre ich ja in Ohnmacht gefallen. Was hätten Sie dann angefangen mit mir?"

Das war wieder der kokette, lockende Ton gewesen. Von früher kannte er diese Art von Frauen. Bis in die Zehenspitzen gefallsüchtig, egoistisch und genußheischend.

Als junger Mann hatte er nie begriffen, daß seine Freunde solchen Manövern zum Opfer fallen konnten. Er war stolz auf seine Stärke gewesen. Heute fühlte er, daß ihn eine Schwäche anwandelte. Er senkte den Blick und musterte sie heimlich. Sie erschien vornehm, und vielleicht wirkte nur das allzu Modische der Toilette verwirrend. Der Hauch, der sie umfloß, erinnerte ihn an genossene Stunden. Damals war er noch kein so blöder Landstoffel gewesen wie heute, zu dem ihn der Beruf und das Anwachsen der Schulden, die Liebe zu der schönen, blonden, vermöglichen Halleckerin gemacht hatten.

Das Reh hatte die Ohren gespitzt, äugte zu dem Paar herüber und eilte dann in den jenseitigen Wald.

Feldmann stand stramm gezogen und stieß einen leisen, kurzen Knurrlaut aus.

Stephan wunderte sich, daß die schöne Dame ein so warmes Gefühl für das Waldgeschöpf empfand. Die Art Frauen empfindet doch sonst nicht so.

Er dachte nicht daran, daß auch dieses kleine Manöver nur Mittel zum Zweck gewesen war. Ihretwegen hätte das „herzige Tier" dreimal totgeschossen werden können, ohne daß es ihr leid tat. Ein weiches Herz ist ein vortreffliches Kokettierwerkzeug, und dann wollte sie nicht, daß seine Aufmerksamkeit von ihr abgezogen würde.

Sie schritten über die Wiese, die Dame voran.

Es war zu befürchten, daß früher Tau gefallen war. Sie hob den Rock sorglich.

Sie führten das tändelnde, seichte Geplauder weiter, und er überwand allmählich seine Befangenheit. Fand sich mehr und mehr hinein in ihren freien, vertraulichen Ton.

Der See schimmerte in der Ferne, und die Hausdächer sah man im Grünen.

„Nun finde ich mich zurecht. Da hinab den Hang, und ich bin im Lande der Pharisäer. Ich danke Ihnen für so große Liebenswürdigkeit, mein Herr ..."

Sie zögerte. Da nannte er seinen Namen.

Lässig nickend bot sie ihm die Hand.

Er zog sie galant an seine Lippen.

„Es war mir ein besonderes Vergnügen, Sie geleiten zu dürfen, meine Gnädige."

Grüßend neigte sie den Kopf und ging den Wiesenpfad entlang, dem Tale zu.

Nach einem Stück Wegs hielt sie ein und schaute um. Da stand der Gutsherr noch am selben Fleck.

„Auf baldiges Wiedersehen!" rief sie, kokett auflachend und mit dem Schirm winkend, zurück.

Er schwang den Hut, blieb aber stumm.

Karline fand ihren Gatten an diesem Abend anders als sonst; unruhig und zerstreut schien er ihr.

Sie hatten auf der Veranda zu Abend gegessen.

Die Kleine war von der jungen Frau zu Bett gebracht worden.

Als sie wieder herunterkam, stand Stephan am Gitter und blickte in die Landschaft.

Schön war die Nacht; Mond und Sterne standen über den Tannenwäldern. Die Erde duftete. Würze des Heus und Getreides und Wohlgeruch der Sommerblumen mengten sich. Der kleine See lag unbewegt da, und die Silberscheibe des Mondabbildes glänzte in seinem Spiegel.

Dafür besaß Stephan sonst keine Augen. Karline wunderte sich.

Kaum war bisher der Tisch abgeräumt, holte er sich eines seiner Fachwerke oder ging in sein Zimmer und arbeitete dort.

Die blonde Frau fühlte sich angenehm berührt. Sie trat an seine Seite und sprach leise: „Eine wunderbare Sommernacht! Es ist schade, wenn man schlafen geht."

„Ja, ihr Frauen redet leicht. Werdet im Haus nicht so hundsmüde und abgespannt wie wir draußen. Ihr habt's immer gleich mit der Poesie. Wenn's nur noch eine Zeit trocken bleibt, damit wir das Korn gut heimbringen."

Lachend gähnte er und reckte sich.

Ernüchtert schwieg sie.

Nach einer Weile legte sie ihm die Hand auf die Schulter.

„Ich habe eine große Bitte an dich, Stephan."

„Geld?"

„Nein."

„Eine Reise?"

„Auch nicht. Eigentlich ist's nicht viel, worum ich dich bitte. Ich bitte auch nicht zum erstenmal. Heute aber tue

ich es noch dringender und inniger: rede vor Karla nicht mehr so, wie heute nachmittag, Stephan! Das Kind soll doch nichts erfahren. Du hast mir's versprochen. Es ist nun in dem Alter, in dem es klarer zu denken beginnt. Wenn ein Verdacht in sein Gemüt fiele, ich wäre untröstlich. Vergiß, woher es stammt, wie ich's vergessen habe. Denk, es ist das meine und laß die Anspielungen! Früher zitterte ich immer, die Dienstboten möchten ein solches Wort erhaschen und sich darüber Gedanken machen. Nun fürchte ich für das Kind. Ich bitte dich, laß mir zuliebe den Standpunkt des Wissenden, Kritisierenden. Und wenn du es nicht fertig bringst, unterdrücke deine Reden, solange die Kleine anwesend ist! Ich will sie nachher geduldig anhören, obgleich auch ich dir dankbar wäre, wenn du solche Gedanken nicht laut werden ließest. Daß du das Kind gar nicht ein wenig lieber hast! Wenn es auch nicht schön ist, niedlich ist es doch, und gut und lenksam."

„Ach, so eine Schnake mit Fadenbeinchen. So ein blasses Blumenstengelchen!" sagte er geringschätzend und zündete sich eine Zigarre an. „Wenn's ein kecker, frischer Bub wär'!"

„Man muß fertig werden mit dem, was man hat. Unser Kindchen war auch zart und schmächtig. Wenn es noch lebte ..."

„Ich glaube, ich habe überhaupt keine väterliche Ader. Vielleicht wäre ich gegen das eigene Fleisch nicht anders. Dann träfe eben der Spott die Eltern selbst. Das ist so eine Eigenschaft von mir."

„Aber du wirst vorsichtiger sein."

„Ach ja! Gewiß."

„Und nicht stets tadeln an ihr. Und sie freundlicher behandeln. Nicht so launenhaft. Versuche, sie ein bißchen liebzugewinnen."

Er stupfte die Zigarre auf die hölzerne Brüstung, daß Asche und Funken flogen.

„Verlange keine Gefühlsduselei von mir und nicht, daß ich mich umkremple. Das Kind ist und bleibt da. Basta!"

„Und ich brauche nicht Angst zu haben, daß du dich weigerst, die gerichtliche Adoption vorzunehmen?"

„Bis dahin ist Zeit, Liebe. Da redet man gar nicht darüber."

„Stephan, ich habe dein festes Versprechen, deinen Handschlag ..."

Er winkte ungeduldig.

„Warum sollt' ich's nicht tun! Sei unbesorgt!"

Sie schwiegen.

Er rauchte und blies den Rauch in die silbrige Luft.

Man hörte das helle Rufen der Unken, das Quaken eines Frosches in der Ferne, und in der Nähe das Zirpen eines Heimchens, und dazwischen dann und wann aus dem Stalle das Klirren von Kuhketten.

Karline glaubte in der Mondhelle in Stephans Augen etwas Fremdes, Neues zu entdecken. Sie schienen ihr im Ausdruck nicht gleichmütig und nüchtern wie sonst, sondern größer, dunkler, tiefer; als glimme ein Feuer in ihnen.

Die blonde Frau schmiegte sich an ihn, was sie selten tat. Doch er legte nicht den Arm um sie wie sonst. Sie merkte es, und das Blut stieg ihr in die Wangen.

Aber sie wollte nicht empfindlich sein. Des Kindes wegen. Vielleicht züngelte darüber in ihm heute ein Groll, der bis in die Augen glühte.

Oder war's der Sommernachtszauber, der die Nüchternheit und Trockenheit aus seinen Mienen bannte? Er hatte doch auch früher die Schönheit der Natur empfunden.

Ihre Hand suchte die seine, die reglos niederhing; sie sah ihn an.

„Stephan!"

In Ton und Haltung lag Abbitten und Zärtlichkeit. Sie erbebte, als sie seine heißen Finger fühlte.

Er warf die Zigarre auf den Sand, unter der Veranda, schlang die Arme um Karline, zog sie an seine Brust und küßte sie leidenschaftlich. Ein seliger Schreck schoß in ihr auf. So hatte er sie nicht mehr geküßt, seit langem nicht. Sie wußte es kaum mehr, vor Jahren.

„Liebe, du —"

Sie stand wie betäubt.

„Komm, wir gehen ein wenig dahinunter. Zehn Minuten nur. Die Luft tut gut."

Karline nickte in stiller Freude und Überraschung.

Er nahm ihren Arm, hielt ihn an die Brust gedrückt und schob sie, eng neben ihr schreitend, sachte voran.

Sie wandte sich um und strich ihm sanft über die Stirn und spürte mit Zittern und erwachender Ängstlichkeit ihre brennende Glut.

„Du bist so erregt, Stephan. Du überarbeitest dich. Glaub' es mir!"

Er lachte kurz auf. Mit dem rechten Arm hielt er sie umfaßt und küßte sie.

„Doch, doch! Du hetzest dich ab. Du kennst kein Rasten ..."

„Ach, laß das!"

„Du solltest — sieh — du solltest öfter mit uns wandern. Abends auch mit mir, statt über Plänen und Büchern zu brüten. Wir brauchen doch das viele Geld nicht, wir könnten so glücklich sein, das Leben genießen."

„Karlin, du hast heut nachmittag gepredigt."

„Und nun wälzt du einen neuen Plan ..."

„Laß das jetzt, Kind!"

„Lieber, liebster Stephan, ich habe in den letzten Stun-

den schon darüber gesonnen, was du wieder ausgedacht haben könntest, das dich uns noch mehr nimmt und dir nur neue Lasten bringt."

Sie legte beide Arme um seinen Hals und drückte Wange an Wange.

„Willst du am Ende den See trockenlegen? Um Felder zu gewinnen, die mehr tragen als Fischzucht? Der See war meinen Eltern lieb, und ich, auch ich hab' ihn so gern; das wäre nicht mehr der alte Besitz ohne ihn."

„Was fällt dir ein, Karlin!" Ungeduld klang in seiner Stimme. Er zog den Kopf zurück. „Wie kommst du auf den Gedanken?"

„Du hast einmal so etwas geplant, Stephan. Also das ist es nicht. Was dann?"

„Sind wir dazu in die Sommernacht gegangen? Aber wenn du's durchaus wissen willst, ich dachte an eine Brennerei. Auf dem Hügelchen dort. Eine Schnapsbrennerei. Jawohl."

Karline erschrak.

„Stephan, ist das dein Ernst? Bei dem bloßen Worte schaudert's mich. Ich denke an verkommene Kerle, an ekelhaft Betrunkene, an arme, bedauernswerte Frauen und Kinder. Diesen Menschheitsvernichter — dieses Teufelsgesöff — du wirst doch nicht ..."

„Gewiß! Die Fabrikation bringt Geld," antwortete er fast brutal. „Und du brauchst bei dem Worte dir gar keine Elendsvorstellungen zu machen. Man braucht den Branntwein zu anderen und wichtigeren Dingen als zum gedankenlosen Hineinsaufen für Schwächlinge, die ohne ihn auch nicht viel taugten."

Sie gingen am Seerand entlang.

Karline faßte nach seinen Händen und streichelte sie. Er überließ sie ihr mit einer gewissen Gleichgültigkeit,

und als sie in sein Gesicht schaute, sah es sie beinahe so nüchtern an wie sonst.

Dennoch schmiegte sie sich ihm an die Brust und bat: „Tu's nicht! Das nicht. Überhaupt nichts, lieber, lieber Stephan!"

„Was willst du! Das ist ja noch nicht reif. Wer weiß, ob sich's durchführen läßt. Ein andermal davon."

Er zog seine Uhr aus der Tasche.

„Es ist spät. Gehen wir ins Haus!"

Ohne Wort und Ton, an seiner Haltung hatte sie erkannt, daß er der alte war.

Stumm und mit hängenden Armen wanderten beide dem Hause zu. Karline in Wehmut. Nie mehr gab's einen Einklang der Gedanken, nie mehr ein Zusammengehen der Anschauungen —

(Fortsetzung folgt)

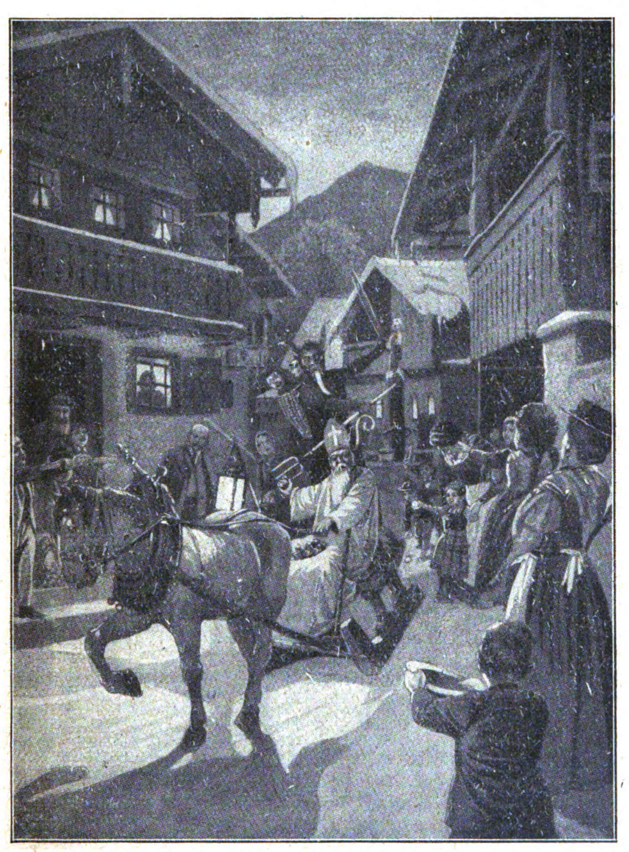
Weihnachten

Von Karl Leykauf / Mit 27 Bildern

Volkstümliche Feste sind nirgends in der Welt grundlos entstanden. Deshalb ist es auch zu allen Zeiten schwer, ja teilweise unmöglich gewesen, Feiertage auf dem Wege von Verordnungen künstlich zu schaffen. Zahlreiche Feste waren, durch den Ablauf der Jahreszeiten bedingt, an den Kalender gebunden, und das Volk hielt daran fest und kümmerte sich nicht um Neuerungen, ja es verhielt sich nicht selten feindlich gegen jede Änderung. Jahrhunderte waren nötig, bis sich eine Weihnachtsfeier herausbildete, die uns heute so selbstverständlich erscheint, daß wohl niemand glaubt, sie bestünde nicht schon seit den ältesten Tagen des Christentums.

Die germanische Jahreseinteilung war eine völlig andere als die römische und christliche. Zählte man in Italien vier Jahreszeiten, so unterschieden die Deutschen in der Natur nur drei: Frühsommer, Spätsommer und Winter. Diese Teilung des Jahres ruhte auf rein wirtschaftlicher Grundlage. Wenn Mitte März das Gras zu grünen begann, wurde das Vieh auf die Weide getrieben, und wenn Mitte November der erste Schnee fiel, war die Zeit der Sommerweide vorbei, und die Winterjahreszeit begann. In die Zeit der größten Sommerhitze fiel der Teilpunkt der beiden sommerlichen Jahreszeiten. Der römische Schriftsteller Tacitus bemerkte, den Germanen sei der Herbst samt seinen Gaben unbekannt. Die drei viermonatigen Perioden begannen für unsere Vorfahren ungefähr am elften November, dreizehnten März und zehnten Juli nach römischer Einteilung der Monate.

Das Austreiben des Viehes im „jungen Sommer" und das Bereiten der Winterherberge für diesen größten Schatz



Nikolaus-und-Krampus-Schlittenfahrt in Tölz (Oberbayern).

sind die beiden Hauptwendepunkte des Jahres für den zu neun Zehntel auf Viehzucht angewiesenen

Bauer des deutschen Urwaldes gewesen. Daraus ergibt sich die hohe Bedeutung der alten Hauptfestzeiten.

Gegen Anfang **November** begann im alten Deutschland unter der Bauernbevölkerung die große Winteranfangsfestzeit. Sie währte nicht nur ein oder zwei Tage, sondern eine Reihe von Wochen. Im sonnigen Herbst fiel sie etwas später und bei zeitigem Schneefall früher. Vor der Entwicklung des Getreidebaues begann die Winterzeit dann, wenn das Vieh nicht mehr auf der Weide bleiben konnte. Da die Futtervorräte gering waren, fiel vom Viehbestand alles dem Beil zum Opfer, was nicht unbedingt zur Nachzucht nötig war. So begann mit Anfang November die Schlachtzeit. Da gab es reichlich frisches Fleisch und eine Festzeit für alle. Da man nicht überall an dem gleichen Tage schlachtete, bot sich Gelegenheit zu wechselseitigem Besuch.

Eine zweite Schlachtfestzeit fiel einen Monat später. Zuchtbulle und Hengst und den Zuchteber hielt man den November hindurch im Stall, vor allem in Gegenden, wo auf gemeindlich zusammengeschlossenen Gehöften aus Futtersparsamkeit meist nur **ein** männliches Tier die Fortpflanzung besorgte, das dann reihum zu allen Artgenossinnen gebracht wurde, bis der Erfolg augenscheinlich war. War das geschehen, dann führte man Hengst, Bulle und Eber im feierlichen Zuge umher, ehe sie geschlachtet wurden. Das bot begreiflichen Anlaß zu öffentlichen Festen.

Nach der Einführung des Christentums gab man den beiden festlichen Hochtagen die Namen **Martins-** und **Nikolaustag**; der 11. November und der 6. Dezember behielten diese Namen im Kalender.

Bevor das erste große Schlachten am Martinstage begann, mußte man sich entscheiden, welche Tiere bis



Das Fest des heiligen Nikolaus in Utrecht (Holland).

Er führt in der Satteltasche allerlei Spielzeug mit, das er nachts den Kindern bringt. Sein Knappe Piet hat neben der Rute und dem Sack für unartige Kinder Süßigkeiten bei sich, die er an die Straßenjugend verteilt.

Nikolai leben bleiben und zur Zucht verwendet werden sollten. An vielen Orten werden bei uns am Martinstag noch heute Zuchttiere von den Gemeindebeamten besichtigt.

Mit der weiteren Entwicklung des Ackerbaues verschob sich die Winteranfangszeit und auch der Frühlingsbeginn. Wenn auch in vorchristlicher Zeit die Germanen die römische Jahreseinteilung kennen lernten, so wurden doch die auf wirtschaftlicher Grundlage ruhenden Festzeiten dadurch nicht aufgehoben. Die Christen feierten in Italien seit dem Jahre 354 den Geburtstag ihres Heilands am 25. Dezember. Aber in Deutschland mußte die Kirche Jahrhunderte hindurch die Feste am Martins- und Nikolaustag bestehen lassen. Noch im achten Jahrhundert feierte man im Volk kein Heilandsgeburtsfest, das erst im Jahre 813 angeordnet wurde; die Dauer seiner Feier schwankte, bis man gegen Ende des elften Jahrhunderts drei Tage dafür bestimmte.

Während der Jahrhunderte unter dem römischen Einfluß, der vorchristlichen Epoche, als der fremde Jahresanfang mit Januar Anklang gefunden hatte, war mancher Winteranfangsbrauch von den beiden alten Festen auf diese Zeit übergegangen. Es dauerte aber noch lange, bis die beiden alten Winteranfangsfeste zur Weihnachtsfeier umgebildet wurden, und die aus der einstigen wirtschaftlichen Ordnung stammenden Tage blieben im nichtkirchlichen Leben auch weiterhin wichtig. Der Martinstag galt bis in die neueste Zeit als ein Terminstag, an dem ein neues Pachtjahr begann, das Gesinde wechselte, Löhne und Zinsen bezahlt und die Stadt- und Gemeinderechnungen abgeschlossen wurden. Den Martinstag, den alten ersten Schmaustag des Winterbeginns, nannte das Volk „Speckmärten". Die „Martinsgans" wurde an diesem Tag verspeist. Die Angelsachsen und Schweden nennen den November nach der großen Schlachtzeit „Blutmonat". An die Stelle Wodans trat Sankt Martin als der Patron des Weideviehs. Er ward

zum Träger einer uralten Anschauung von der Zauberkraft eines grünen oder blühenden Zweiges. Nach indogermanischem Glauben vertrieb die Berührung eines Tieres mit einer „Rute" oder „Gerte" unter gewissen Feierlichkeiten alle Krankheit und bewirkte Frucht-



Der heilige Nikolaus und sein Begleiter.
Nach einem Kupferstich von Mettenleitner.

barkeit. Diesen Zweig behielt der heilige Martin von seinem heidnischen Vorgänger bis ins neunzehnte Jahrhundert. Das Martinsbäumchen oder die „Martinsgerte" war einst ein „Wacholderbusch" mit zahlreichen Zweigen und Beeren. Dem Namen Wacholder liegt das althochdeutsche „wehhal" = lebensfrisch, immergrün, zugrunde; mittelhochdeutsch findet sich auch „queckolter". Der Wortsinn ist also etwa: lebensfrischer, immergrüner Baum

und rührt nahe an die landläufige Bezeichnung für ihn: Lebensbaum. Die Inder schrieben ihm sogar die Kraft der Verjüngung zu. In „quec" oder auch „quic" (vergleiche das zählebige Unkraut Quecke) steckt die Bedeutung: Leben, wie Quecksilber „lebendiges Silber" besagt. Auch in unserem „erquicken" ist der Sinn „beleben" enthalten. Dieses Martinsbäumchen stellte man hinter der Kuhraufe oder der Stalltüre auf. Man wählte einen großen „Busch", da die Menge der Beeren und Zweige andeutete, daß der Hirte mit dieser Gabe dem Bauern so viele Rinder und Fuder Heu wünschte, wie ihre Zahl betrug. Noch im vorigen Jahrhundert übergab der Rinderhirte als Vertreter des Schutzheiligen an Martini jedem Bauern einen solchen Segenszweig. Der niederösterreichische Landmann steckte das Bäumchen in der Stube hoch an der Wand unter das Dach. Da solche Zweige auch für die Menschen als segensreich galten, beschenkte der Hirte auch die Kinder damit, deren Büsche dann im Hause aufgerichtet wurden. Bei dieser Übergabe erhielt der Hirte Geschenke. In späteren Zeiten ward der Martinstag zum Schenkfest in den Städten.

Der zweite große Schlacht-, Schmaus- und Kinderfesttag des einstigen deutschen Winterbeginns ist der Nikolaustag, der auf den 6. Dezember fällt, denn an diesem Tage wurde einst der Eber, der bis dahin zur Zucht gedient hatte, geschlachtet. Man führte den Eber, den „Bären", um, und dabei spielte eine vermummte Gestalt mit einem natürlichen oder künstlichen Segensbäumchen eine Rolle. Wie am Martinstage erhielten die Kinder am Nikolaustage von der vermummten Person allerlei Gaben, und daraus entwickelte sich eine Art Bescherung, die jedoch als Weihnachts b e s ch e r u n g, wie sie zur heutigen Zeit üblich geworden ist, bis zum sechzehnten Jahrhundert nicht vorkam; Erwachsene sandten sich



Älteste Darstellung des „Christbescherens": In der Zimmerecke ein blühender Zweig. Stich von Joseph Kellner.

wechselseitig Neujahrs- oder Weihnachtsgaben. Der Westen und Süden in Deutschland kennt den Nikolaustag als

eigentliches Kinderfest noch heute. Im nordischen Flachland hat ihn der Protestantismus verdrängt und ausgerottet. Aber im Westen und Süden hat das Weihnachtsfest erst seit der Ausbreitung des auf protestantischem Boden entwickelten Christbaumes dem Nikolaustag den Boden abgewonnen. Nikolaus erschien wie Martin mit der „Rute". Allmählich aber sah man bei der Stadtbevölkerung in dem einstigen „Segensbäumchen" ein — Züchtigungsmittel für die Kinder, nachdem die einstige Bedeutung als Segensbaum vergessen war.

Die mittelalterliche Kirche hatte diese Volksbräuche umgewandelt. Aus den heidnischen Kinderfesten wurden christliche Feiern. Am Vorabend des Andreastages (des 30. Novembers) mußten die Jugendlichen einen Kinderabt wählen, der am Nikolaustage (6. Dezember) seine Würde ablegen und dem Kinderbischof übergeben mußte, der diese Stelle bis zum 25. Dezember behielt. Diese Feste waren ausgesprochene Kinderfeste. In Mainz ist diese Feier erst 1779 abgeschafft worden. Wo Sankt Nikolaus heute noch als Bischof auftritt, hat sich die Erinnerung an diesen einst kirchlichen Brauch erhalten.

Wenn auch das Geburtsfest des Erlösers seit dem vierten und von der deutschen Kirche seit dem neunten Jahrhundert am 25. Dezember gefeiert wurde, so war es doch noch kein eigentlicher Volksfesttag geworden. Erst seitdem sich der ehemals am Martins- und Nikolaustag haftende Brauch und Glaube mit dem kirchlichen Heilandsgeburtsfest vermischte und auf den 25. Dezember verschob, entstand nach dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts das deutsche Weihnachtsfest. Immer noch und auf lange Zeit spielten dabei Martin und Nikolaus eine bedeutende Rolle, daneben erschienen aber auch Gestalten wie Ruprecht und die Berchta. Bei den Nikolaus-



O. Hgeckel.

„Häßliche Berchten“: Einzelne vermummte Gestalten mit Tierköpfen, die im Salzburgischen umziehen.

umzügen fehlten auch die drei Tiere: Zuchteber, Bulle und Hengst nicht. Bis in die neueste Zeit ahmten zwei Personen durch Behängung und Umwicklung mit Tüchern einen „Schimmel" nach. In Buchholz in Mecklenburg kam 1880 am Heiligen Abend der „Ruhklas", des „heiligen Christ Vorposten", auf einem Schimmel reitend daher. Ihn begleitete der „Rumpfsack", einen Ziegenbock leitend. An anderen Orten wird ein Wagen oder Schlitten, in dem Sankt Nikolaus sitzt, von einem Pferd gezogen, oder der Heilige reitet auf dem Schimmel. Wie Karl Weinhold schrieb, tauchen um diese Zeit unter Gestalten der biblischen Geschichte alte heidnische Gestalten und allerlei Tiere auf und gemahnen an die gestürzten Götter, deren Reich das Christkind eroberte. Im Pinzgau und Pongau in Oberösterreich sowie in Teilen Tirols sind bis in die neueste Zeit die sogenannten Berchtentänze am Tage der heiligen drei Könige üblich gewesen. Berchta oder Perachta, die Glänzende, Prächtige, war Wodans Gemahlin. Eine unserer Abbildungen zeigt solche „schiache", häßliche Berchtentanzgestalten. Die als Tiere verkleideten Bauern lassen alle jene Geschöpfe erkennen, die einst den Göttern zugeteilt waren. Eine letzte Erinnerung an die Umzüge zur Zeit der großen Jahresfeste. Der Schimmelreiter ist darunter, der Sonnenhirsch und Thors Bock; aber auch der Stier fehlt nicht. Und Berchta ist zu einem verschlampten Weibsbild heruntergekommen. „Schiache" Bercht oder Dreckberchtl ist ein böser Schimpfname der verteufelten Gottheit.

An Stelle der alten Winteranfangfeste wurde nun Weihnachten zum Kinderfest, nachdem die sozialen Verhältnisse und die Entwicklung des Städtelebens, das nicht mehr so streng an die Landwirtschaft gebunden ist, ein Fest in der **Mitte des Winters** erst möglich gemacht haben.



Die heiligen drei Könige. Von Ludwig Richter.

Zu den Gestalten der Weihnachtsumzüge gehörte das Bäumchen oder der Zweig, die meistens vom Wacholder

stammten und wie der alte Martinsbusch teilweise aufgestellt werden konnten. Neben dem natürlichen Busch kam auch ein künstlicher, zusammengebundener vor, und zwar um so mehr, als man ja zu Weihnachten keine Wacholderbeeren oder Eichenblätter und anderes Laub zum Ausputzen haben konnte. So half man sich mit künstlichen Blumen aus Papier, mit Äpfeln und Nüssen oder stellte auch Wochen vorher seit dem Andreas- und Barbaratage Zweige von allerlei Bäumen in die Stube in einen Topf mit Wasser, damit sie zur Zeit des Umzuges Blätter und Blüten hätten. Als im fünfzehnten oder sechzehnten Jahrhundert der blühende Busch im deutschen Süden zur Weihnachtssitte wurde, holte man am Andreastage die Zweige heim, die dann, in einen mit Wasser gefüllten Topf gebracht, zu Weihnachten ausschlugen Die Zeit des Einbringens solcher Zweige änderte sich, als auch die Bauern ihre Stuben heizten, was erst im sechzehnten Jahrhundert üblich wurde. Nun brachte man die zum Blühen bestimmten Zweige, da sie in der warmen Stube rascher ausschlugen, erst am Barbaratag, später am Lucientag und zuletzt gar am Thomastag heim. Durch das spätere, wenn auch langsam erfolgende Ausscheiden der umziehenden Gestalten des Pelzmärtels" und „Nikolo" entstand als Abzweigung vom großen Stamme der alten Umzüge die eigentliche Weihnachtsbescherung, die sich in einem Jahrhundert zum förmlichen Rechtsbrauch entwickelte.

Eng verbunden mit den weihnachtlichen Umzügen sind die heiligen drei Könige: Kaspar, Melchior und Balthasar. Mit einem Stern auf einer langen Stange gingen sie um und sangen ihre Lieder. Einst hatten die drei Könige zu den Jesusgeburtspielen gehört, die dann von der Kirche verboten wurden. Seitdem zogen sie da und dort

neben und mit den Gestalten der einstigen November-umzüge herum. Nach Absingen ihrer Weisen wanderten sie weiter und sangen:

„Die heiligen drei König' mit ihrem Stern,
Sie essen und trinken und zahlen nicht gern."

Nicht immer muß es bei den Umzügen der „Stern-singer" harmlos und liebenswürdig zugegangen sein,



Sternsinger. Nach einem Gemälde von Cornils Troost.

denn es kam in den Städten öfter zu Keilereien zwischen Banden, die als Konkurrenten umherzogen, so daß die Wache scharf eingreifen mußte. Im siebzehnten Jahr-hundert mehrten sich die weltlichen Verbote: „Niemand solle sich unterstehen, mit dem Kinde Jesus und dem Stern herumzuziehen." Wo die Polizei dem „ärgerlichen Sternsingen" nicht ein Ende bereitete, fristete es sein Leben noch eine Weile hin. Reste schleppten sich noch bis ins vorige Jahrhundert fort, nachdem sich mit zunehmen-

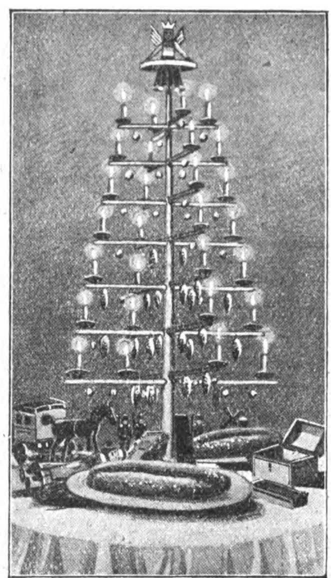
der Gesittung in den Städten die rauhen Züge verloren hatten. Derbere Formen blieben auf dem Lande noch weiter bestehen.

Was uns heute so selbstverständlich erscheint, daß niemand glaubt, es könne jemals anders gewesen sein, entfaltete sich nur langsam. Im sechzehnten Jahrhundert wurden die Martins- und Nikolausumzüge zunächst dem kirchlichen Weihnachtsfest angepaßt und allmählich immer näher an diesen Festtag gerückt, bis sie auf diesen Tag fielen. Seitdem werden die Kinder an Weihnachten beschenkt. Aber es gab noch lange keinen Aufbau von Geschenken auf dem Tisch bei festlicher Beleuchtung. Die Gaben wurden in ein Bündel, die sogenannte „Christbürde", zusammengepackt und der Zweig, den Martin oder Nikolaus führten, dazugefügt. Ein anderer alter Brauch, wonach die Kinder am Vorabend der Christnacht leere Schüsseln, Teller oder Holzschuhe hinstellten, um sie am Morgen mit Gaben gefüllt wiederzufinden, hat sich da und dort bis in die neuere Zeit erhalten. Eine weitere Wandlung vollzog sich seit dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, als man begann, die Geschenke auf Tischen in der Stube auszulegen; erst seitdem traten für die Familie die Umzüge zurück, und die Beschenkung nahm einen festlichen Charakter bei Lichterglanz an, indem sie sich mit einem kirchlichen Brauche, dem Lichtanzünden zu Weihnacht, vereinigte. In der alten Kirche hieß der Weihnachtstag „Tag des Lichts". Nach dem Bericht eines um 1400 lebenden Presbyters brannte jeder, der Weihnachten nicht anders feiern konnte, wenigstens ein großes Licht in seiner Stube. Vielleicht ist hier auch ein uralter Rest der Erneuerung des Herdfeuers am einstigen Jahresanfang aufgenommen worden. Noch in Goethes jungen Tagen gehörten Licht und Geschenk eng

Der Christmarkt in der Breiten Straße zu Berlin um 1796.

Kupferstich nach einer Zeichnung von J. D. Schubert.

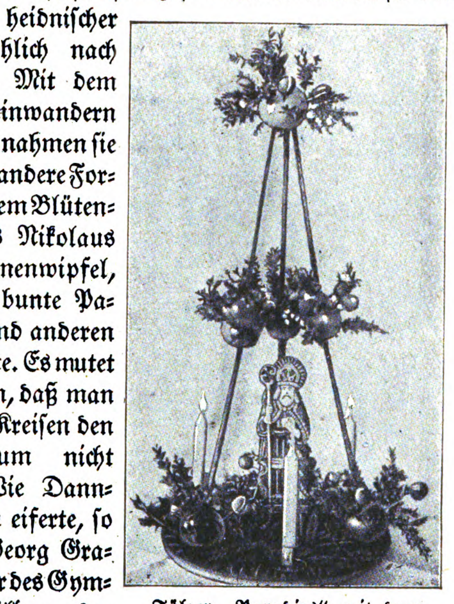
zusammen. Als er Kestner Kleiderstoff für dessen kleine Schwäger schickte, schrieb er: „Stellt ihnen ein Wachsstöckchen dazu und küßt sie von mir." In Leipzig schenkte man sich 1799 gegenseitig Wachsstöcke zu Weihnachten, und noch um 1870 war es in Berlin am Weihnachtsabend Sitte, dem unerwarteten Gast, für den man kein Geschenk bereit hielt, einen Wachsstock anzuzünden, den er dann erhielt.



Eine Weihnachtspyramide aus der Zeit um 1820.

Seit wann gibt es nun einen Weihnachtsbaum, ohne den wir uns das Fest nicht zu denken vermögen? Nach einer aus dem Elsaß stammenden schriftlichen Aufzeichnung vom Jahre 1605 war damals der Baum mit „Rosen" aus vielfarbigem Papier, mit Äpfeln, Oblaten, Zischgold (Rauschgold) und mit Zuckerwaren geschmückt. In einem 1642 bis 1646 geschriebenen Werke des Straßburger-Münster-Predigers Johann Konr. Dannhauer findet sich der Weihnachtsbaum zum zweitenmal erwähnt. Der Geistliche zeigte sich über diese häusliche Feier nicht besonders erbaut und weiß auch nicht anzugeben, woher diese „Gewohnheit" gekommen sei. Der alte Wacholderbusch war im Laufe der Zeit in die Hände des Kirchenheiligen übergegangen, dann lebte er aber

noch in weltlichen Kreisen als „Busch" fort; es waren die in einen Topf gestellten Zweige, die am Festtage in Blüte standen. Die Büsche wurden im Hause aufgestellt, an der Wand befestigt oder sonstwie untergebracht. Unter dem Einfluß des christlichen Festkalenders rückten sie von den Tagen heidnischer Feiern allmählich nach Weihnachten. Mit dem tieferen Hineinwandern in den Winter nahmen sie zum Teil auch andere Formen an. Aus dem Blütenbäumchen des Nikolaus wurde ein Tannenwipfel, an den man bunte Papierblumen und anderen Schmuck hängte. Es mutet uns seltsam an, daß man in kirchlichen Kreisen den Weihnachtsbaum nicht gerne sah. Wie Dannhauer dagegen eiferte, so schrieb 1679 Georg Grabow, Konrektor des Gymnasiums zu Cölln an der Spree, abwehrend über den Puppenmarkt und andere Lappalien, worunter er den „Weynacht-Baum oder Tannenbaum" versteht, „den man zu Hause aufrichtet, mit Puppen und Zucker behängt, und ihn hernach schütteln und abblümen läßt".



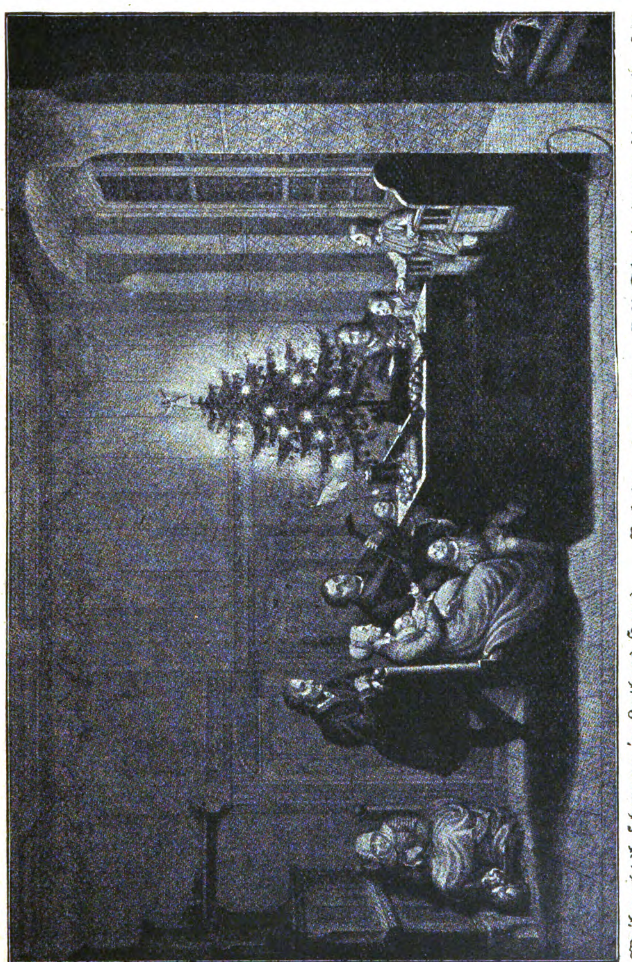
Tölzer „Paradies" mit dem Nikolaus.

Der neue Brauch war an Stelle der volkstümlichen Weihnachtsumzüge getreten, von denen sich damals die Kirche und die Gebildeten in gleicher Weise abwendeten.

Wie der Umzug der alten Zeit der Mittelpunkt der Kinderfeste gewesen ist, so ward es nun die Weihnachtsfeier unter dem Baum. Eine merkwürdige Nachricht verdankt man dem Doktor der Rechte Karolus Gottfried Kißling aus Zittau. Von ihm werden 1737 die Lichter auf dem Weihnachtsbaum zum erstenmal erwähnt. So ist es also noch nicht einmal zweihundert Jahre her, seit Lichter auf dem Weihnachtsbaum brannten. Kißling erwähnt aber noch etwas Eigenartiges. Man stellte für jede Person, die am Heiligen Abend beschenkt wurde, ein besonderes Bäumchen auf. Aus der Höhe, dem Schmuck und der Reihenfolge in der Aufstellung konnte jeder erkennen, welcher Baum ihm zugedacht war. Sobald die Geschenke verteilt und darunter ausgelegt und die Lichter a u f den Bäumen und n e b e n ihnen angezündet waren, traten die Familienangehörigen und Hausinsassen der Reihe nach ins Zimmer. Erinnert dies nicht daran, daß einst jedes Kind zu seiner Bescherung einen „Busch" und später eine „Rute" erhielt?

Da und dort währte es noch lange, bis das Anbringen von Lichtern auf dem Baume allgemeiner wurde. Jung-Stilling erwähnt in einer 1793 erschienenen Schrift als Jugenderinnerung „den hellerleuchteten L e b e n s b a u m mit vergoldeten Nüssen". Jung-Stilling war 1749 zu Grund im Nassauischen geboren.

So selbstverständlich der geschmückte „Lichterbaum" uns heute erscheint, so langsam fand er Eingang in unserem ganzen Vaterlande. Die ersten Weihnachts- oder Christbäume sind für Berlin seit 1780, für Hamburg achtzehn Jahre später, in Dresden 1807 und in Wien 1817 nachweisbar. In Budapest wurde der geschmückte Lichterbaum durch Deutsche 1819 und in Paris und London 1840 eingeführt. In verkehrsfernen



Weihnachtsbescherung in Luthers Haus. Nach einem Kupferstich von C. A. Schwerdgeburth aus dem Jahre 1843.

Teilen unserer Heimat dauerte es noch lange, bis der Baum seinen Weg auch dorthin fand; so ward er in

Altbayern erst seit 1855 allgemeiner. Im Vintschgau kennt man ihn erst seit 1889 und in Rauris in Tirol sogar erst seit dreiundzwanzig Jahren. In diesen Gegenden stellte man statt des Weihnachtsbaumes das sogenannte „Paradies" auf. Anderwärts auf dem Lande und in den Städten war die Weihnachtspyramide der Mittelpunkt des festlichen Glanzes. Wenn auch nicht so früh bezeugt, ist die Pyramide doch wohl so alt wie der Christbaum. Wie neben dem alten Martinszweig der künstlich zusammengebundene Busch steht und sich neben dem blühenden Zweig der geschmückte Tannenbaum da und dort erhielt, so stand neben ihm die Pyramide, die in verschiedener Gestaltung bekannt ist.



Weihnachtspyramide auf dem Tisch einer erzgebirgischen Bauernstube aus dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts.

Wie zähe sich der alte Nikolaustag, der 6. Dezember, als Fest der Kinderbescherung erhielt, dafür gibt es viele Belege. Noch um 1820 wurde am Mittelrhein der Nikolaustag festlich begangen, und es rief Aufsehen hervor, wenn es bekannt ward, da und dort brenne am 25. Dezember ein Weihnachtsbaum. Noch 1880 feierten die ärmeren Volksschichten dort noch immer den Nikolaustag.

Allmählich fand der Lichterbaum seinen Weg auch in



Christmarkt vor hundert Jahren.



Am Nikolausmarkt: Nikolaus mit Bischofsmütze und Stab. Krampusgestalten.

die Kirche. Und als C. A. Schwerdgeburth seinen Kupferstich schuf: „Weihnachten in Luthers Hause", setzte er einen Tannenbaum mitten in diesen Kreis. Der Künstler ahnte nicht, daß man zu Luthers Zeit noch keinen Christbaum kannte. Auch Viktor Scheffel schildert im zehnten Kapitel seines „Ekkehard", wie Frau Hadwig auf dem Hohentwiel Ekkehard und Praxedis und ihrem Gesinde unter einem apfelgeschmückten Lichterbaum bescheren läßt.



Weihnachtsbescherung aus dem Jahre 1776.
Von Daniel Chodowiecki.

Als es noch keine Spielwarenläden und noch weniger Kaufhäuser gab, kaufte man Geschenke aller Art auf den Messen. Auch hier zeigt sich wieder, wie lange man an den alten Festtagen festhielt. In großen handwerksreichen Städten, wie Nürnberg und Augsburg, gab es Weihnachtsmessen, die der Nikolausbescherung Anfang Dezember vorausgingen. Dieser Nikolaus- oder „Kindlesmarkt", auf dem man alles Erdenkliche zu kaufen fand,

wurde in Nürnberg 1697 auf die Zeit kurz vor dem jetzigen Heiligen Abend verlegt. Aus dem ganzen Frankenlande wanderten die Leute dahin, und Christoph Wagenseil schrieb 1697, daß dann „alle Leute in Nürnberg wieder zu Kindern würden" Noch um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bestanden in Augsburg der Nikolaus- und Christmarkt nebeneinander. In Berlin begann der Weihnachtsmarkt noch um 1793 vierz hn Tage



Die Mutter am Christabend.
Nach einem Stich aus dem Jahre 1820.

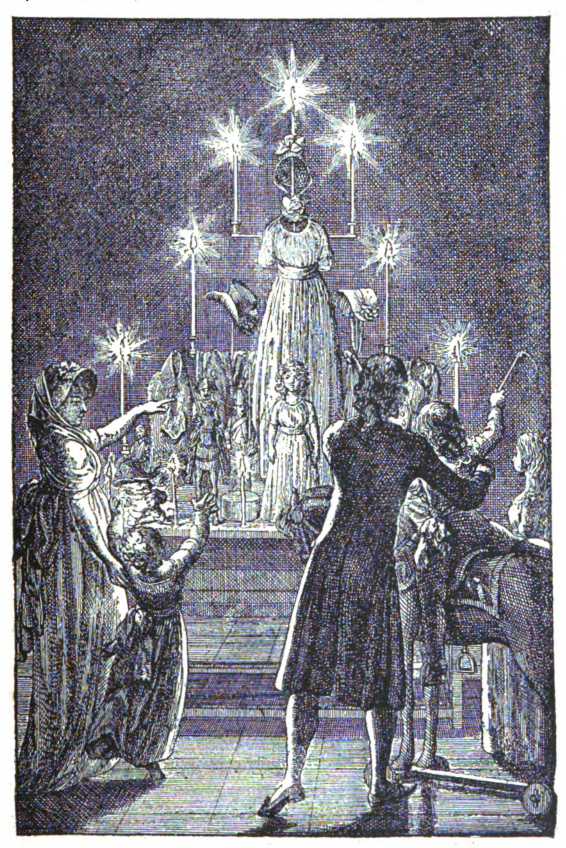
vor dem Heiligen Abend. Auf diesen Märkten konnte man in den besonders aufgeschlagenen Buden nicht nur Spielsachen für Kinder kaufen. Im Jahre 1785 sah man in Leipzig Schränke, Tische, Stühle, Betten, Kanapees und andere Tischlerarbeiten. „Nicht weit davon wird man von dem schöngeputzten Messingkram ganz geblendet. Hier steht eine Bude voll Zinn, da eine voll Silber, hier wieder

eine voll Galanteriewaren. Da steht ein altes Weib, das hat einen kleinen Tisch vor sich, der mit Mißgeburten von Puppen besetzt ist." Diese „Mißgeburten" waren offenbar die dämonischen, gehörnten Krampusgestalten, die im Süden unserer Heimat und in Österreich um Weihnachten noch immer zu sehen sind. Es stimmt nachdenklich, wenn man erwägt, daß die heidnischen Götter allmählich verteufelt wurden. Da und dort wandelten sie sich gar zu Zwetschgenmännern um und sanken bis zum Schlotfeger herab.

Was wäre eine Christbescherung für groß und klein ohne Lebkuchen und Backwerk, ohne Marzipanstückchen und Figuren aus Eierzucker, die auf dem Baum neben Äpfeln und versilberten und vergoldeten Nüssen prangen? Der germanischen Iduna war der Apfel heilig. Die Nuß, und zwar die Haselnuß, ein Symbol des Werdens, in dem der Keim schlummerte, gehörte zu Thor. Überall dort, wo sich alte Überlieferung lange erhielt, behängte man den Weihnachtsbaum immer noch mit Haselnüssen, obwohl die Walnuß längst in Deutschland heimisch geworden war.

Auf unserer Abbildung des „Christbescherens" nach dem Stich von Joseph Kellner, der in Nürnberg lebte, ist keine Tanne, sondern ein blühender Baum dargestellt. Drei Lichter brennen auf dem Rahmen, der das aus Rauschgold gefertigte Christkind umgibt, das zwei brennende Lichter in den Händen hält. Weitere Kerzchen sind auf dem Spielzeug der Kinder zu sehen. An den Zweigen, anscheinend stammen sie von einer Birke, hängen Äpfel und Zuckerstückchen, darunter ein Reiter; über dem Kopf des Weihnachtsengels ein längliches Marzipanstück, das einer stehenden Gestalt ähnelt. Auch auf dem von der Balkendecke herabhängenden Christbäumchen des Stiches

aus dem Jahre 1820 erkennt man eine männliche Gestalt, Tiere und Zuckerstücke; weiteres Zuckerwerk liegt



Die Pyramide auf dem Weihnachtstisch.
Nach einem Stich von Daniel Chodowiecki. 1799.

in dem Körbchen im Schoße der Mutter und auf dem Tisch neben Äpfeln und einem Christstollen die — Rute!

In manchen alten Familien bewahrt man da und dort noch die schönen kleinen und großen Marzipanmodeln des achtzehnten Jahrhunderts. Meist befindet sich ein stattlicher Reitersmann darunter und eine weibliche, im Geschmack der Zeitmode reichgekleidete und geschmückte Frau, die vor oder neben sich ein Spinnrad oder einen



Verkaufstisch mit Zwetschgenmännern.

Spinnrocken stehen hat. Diese beiden Gestalten, und nicht nur sie allein, gehören zum Rätselhaften und Merkwürdigsten des alten Schmuckes der Christbäume. Der „Schimmelreiter" aus Marzipan ist der germanische Gott Wodan, und die Frau mit dem Spinnrad ist Holda oder Berchta, die „Weltenweberin" unserer alten Mythologie Beide sind auf langen, wunderlichen Wegen als Zuckerwerk auf den Christbaum gelangt. Abermals ein Zeugnis dafür, wie beharrlich sich alte Überlieferungen im Volk erhalten haben. Wenn die alten Götter, in Heilige verwandelt, bei den Weihnachtsumzügen als

Sankt Martin, Sankt Nikolaus und Ruprecht dem Christkind als Knechte folgten, von dem sie überwunden wurden, so wirkt es seltsam genug, sie samt dem dämonischen „Krampus“ als Schmuck am Weihnachtsbaume, im Zuckerwerk und auch auf Lebkuchen wiederzufinden. Fraglich bleibt, ob man sich im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert eines Zusammenhanges dieser Figuren mit den vom Christentum ausgetilgten alten Göttern noch bewußt war. Da mittelalterliche Züge fehlen, könnte manches aus dem Bereich des Märchens und der Sage stammen. Unter dem Zuckerwerk am Christbaum fand sich aber noch manches andere Uralte. Wodan in einem von Schimmeln gezogenen Wagen, auch Donar mit dem Bocksgespann und des lieblichen Balders „Sonnenhirsch“ fehlten nicht. Der Hirsch als Sonnensymbol kommt einzeln häufig vor, aber auch von Jägern und Hunden verfolgt. Auch der Hahn, der weissagend auf den Ästen des Weltenbaumes saß, der die Stunde der Götterdämmerung meldet, fand sich auf dem Weihnachtsbaum. Einst gehörte er zu Donar, aber in der Sage wird er oft mit weisen Frauen zusammengebracht. An den listigen, ver=



Schlotfeger aus Zwetschgen.
Von L. Richter.



Weihnachtsgebäck nach alten Holzmodeln aus der Sammlung von J. M. Ebenböck in München.

1. Krampus. 2. Schimmelreiter. 3. Sankt Nikolaus. 4. Fisch. 5. Berchta. 6. Krampus. 7. Hirsch. 8. Frau, auf einem Hahn reitend.

schlagenen Loki, der sich in Salmgestalt seinen Verfolgern entzog, mag der Fisch erinnern, der sich wunderlich genug auf alten Weihnachtsbäumen ausnahm. Freia war der Karpfen geheiligt, und man genoß ihn als besondere Festspeise bis in unsere Zeit.

Auch allerlei anderes Gebäck, das da und dort um Weihnachten hergestellt wird, erinnert an ferne Zeiten; es gibt Brote und Kuchen in Gestalt eines Pferdes, Ebers und Schafes, die an die einstige Schlachtfestzeit gemahnen. In Ostfriesland gab es Gebäck in Gestalt von Pferden, in wendischen Gegenden außerdem in Eberform. Es erhielt diese Bildung als stellvertretende Opfergabe für die einst leiblich den Göttern dargebotenen Tiere.

Der deutsche Weihnachtsbaum, aus dem Segensbusch und blühenden Zweig der einstigen Winteranfangsnacht entstanden, ist mit seinem Zauber aus unserem Vaterlande über die ganze Erde gewandert. Am Heiligen Abend leuchten seine Lichter in vielen Weltteilen über Menschen aller religiösen Bekenntnisse. Da Weihnachten aber auch ein nationales Fest geworden ist, so mögen sich Angehörige unseres Blutes in der Ferne unter seinem strahlenden Lichterschein an ihre Heimat erinnern, und für alle Menschen in der Welt gäbe es Grund genug, sich am Heiligen Abend in Fried' und Eintracht unter dem Christbaum zu finden. Der einstige Segenszweig sollte heute die Erwachsenen gemahnen, Milde und Nachgiebigkeit zu üben, bevor die ganze Welt in Haß und Rachgier versinkt. In der Geschichte überdauerte oft genug die Form den Gedanken, der ihr das Leben gab. Es wäre traurig, wenn sich die Wahrheit dieser Worte in dem Sinne bestätigte, daß von Christi Geburtstagsfeier zuletzt nichts übrigbliebe als ein Fest des Schenkens für die Kleinen und Großen.

Der Liekendeeler

Erzählung von Georg Persich

Die Seeräuber trieben es wieder einmal arg, kaperten nicht nur einzelfahrende Kauffahrteischiffe, sondern griffen auch bewaffnete Koggen an, die zum Schutze der Handelsfahrzeuge die Seestraße befuhren, und hatten schon etliche zerstört. Viele brave Männer waren dabei ums Leben gekommen.

Die Ostsee war der Tummelplatz schlimmer Räubereien. Die Schiffe wagten sich kaum noch aus den Häfen, und die Kaufleute mochten ihnen keine Waren mehr anvertrauen. Immer häufiger fielen ja Schiff und Ladung den Vitalienbrüdern oder, wie sie sich selber nannten, Liekendeelern in die Hände.

Hatten schon die Kämpfe mit Dänemark, die mit wechselndem Erfolge geführt wurden, der Stadt schwer geschadet, so drohte dem Handel jetzt völlige Vernichtung.

Und so faßte denn der Bremer Rat den Beschluß, aufs neue gegen die Vitalienbrüder zu rüsten, um wenigstens für einige Zeit Ruhe zu haben. Daß es dauernd sein könnte, glaubte man nicht mehr. Zu oft schon waren starke Flotten gegen sie ausgelaufen, hatten ihnen auch Schlappen zugefügt; aber sie besaßen zu viele Schlupfwinkel, in die sie sich flüchten konnten, um bald wieder daraus hervorzubrechen.

Verwegene Gesellen waren es, die sich durch nichts schrecken ließen. Wußten doch alle, daß sie dem Henker nicht entgingen, wenn man sie fing, und blieben doch bei ihrem Räuberhandwerk.

Am tiefsten haßte der Ratsherr Lüders das Raub-

gesindel. Schon zweimal hatte er die Geschwader, die von der Stadt gegen sie ausgesandt worden, befehligt und sollte nun wieder das Kommando führen.

Der äußerlich so gemessene, würdige Mann brannte darauf. Tag um Tag hatte er ja nur diesen Wunsch gehegt. Er wollte sich rächen an denen, die ihm den Sohn genommen hatten — den einzigen. Lange hatte er sich gedulden müssen. Vor fünf Jahren war das gewesen, bei dem letzten Zuge gegen die Liekendeeler.

Bruno war kaum zwanzigjährig und mehr nach der verstorbenen Mutter als nach ihm geartet; er wollte kein Kaufmann, sondern ein Gelehrter werden und besuchte die hohe Schule.

Damit hatte der Vater sich abgefunden, und es bestand kein herzliches, doch ein erträgliches Verhältnis zwischen ihnen. Als ihm aber zu Ohren drang, daß sein Sohn mit der Tochter eines Torwächters eine Liebschaft angesponnen hatte, verbot er ihm den unschicklichen Umgang.

Bruno trotzte; er wollte von dem Mädchen nicht lassen, es später sogar als seine Ehefrau heimführen. Hart waren sie damals zusammengeraten. Er hatte den Sohn eines solchen Starrsinns, solch aufbrausender Leidenschaftlichkeit nicht für fähig gehalten. Dies Feuer mußte erstickt werden, bevor es noch wilder und bedrohlicher ausbrach.

Das Mädchen mußte fort aus der Stadt. Und der Torwächter erklärte sich bereit dazu, als der Ratsherr das von ihm forderte, und versprach, über den Aufenthalt seiner Tochter unverbrüchliches Schweigen bewahren zu wollen, ja, er wollte noch mehr tun, wollte sagen, sie sei einem früheren Liebhaber nachgezogen. Und er hielt Wort, hielt es auch gegenüber den Bitten und Zornausbrüchen Brunos.

Der rasende Mann, als er nicht herausbrachte, wohin

die Geliebte gegangen war, fiel in dumpfes Dahinbrüten, nahm auch seine Studien nicht wieder auf, saß tagelang auf seinem Zimmer, wurde menschenscheu.

Redete der Vater mit ihm, dann lohte wieder die Leidenschaft empor, die der Ratsherr kannte, die er hatte ersticken wollen, und die, wie er nun sah, doch nicht verlöschen wollte.

Man mußte es anders mit ihm versuchen.

Auch eine Reihe Kaufmannssöhne schlossen sich dem Zuge gegen die Vitalienbrüder an. Da gab es Abenteuer, Gefahren, die die Jugend lockten. Vielleicht, daß auch Bruno sich draußen auf der See wieder zurechtfand.

Der Vater sprach darüber, und der Sohn griff den Gedanken auf, als habe er nur darauf gewartet.

So zog er mit und zeigte sich tapfer, blieb aber immer ernst und stumm, auch wenn die anderen über einen Sieg jubelten.

Und die Vitalienbrüder wurden geschlagen.

Noch einmal sammelten sie sich zu einem letzten Treffen.

Viele Stunden tobte der Kampf. Die Dunkelheit kam. Da flohen die Seeräuber. Aber eine ihrer Wurfmaschinen bohrte zuvor noch eine hansische Kogge in den Grund.

Nur wenige Mann der Besatzung konnten gerettet werden; unter denen, die umkamen, war auch Bruno Lüders.

Der Ratsherr kehrte als Sieger heim. Ein festlicher Empfang wurde ihm von Rat und Bürgerschaft bereitet. Und ihn hatte doch ein Unglück betroffen, das er nie verwinden würde. Die anklagende Stimme in sich konnte er nicht zum Schweigen bringen, die ihn am Verlust des Sohnes mitschuldig sprechen wollte.

Immer mehr redete er sich ein, daß sie erst verstummen würde, wenn er den Toten gerächt haben würde.

Diesmal waren die Liekendeeler noch besser gerüstet. Hatten sich wohl schon lange dessen versehen, daß die Hansen einmal wiederkommen würden, die See zu „befrieden“, und wollten sie mit blutigen Köpfen heimschicken.

Bei Bornholm lagen sie mit einem starken Geschwader von Koggen und Schniggen und ließen die hansische Flotte ruhig heransegeln. Plötzlich aber setzte sich ein Teil ihrer Schiffe in Bewegung und versuchte sich keilförmig in die lange Reihe der feindlichen Fahrzeuge hineinzuschieben, um dem Angriff zuvorzukommen und in der Flanke anzugreifen.

Die Hansen waren jedoch auf ihrer Hut und überschütteten die Seeräuber mit Wurfgeschossen.

Auch die Liekendeeler waren damit gut ausgerüstet, und auch ihre Hauptmacht warf sich ungestüm in den Kampf.

Bald waren sich mehrere der feindlichen Schiffe so nahe, daß die Enterhaken in die Bordwände schlugen.

Mann gegen Mann, mit Schwertern und Äxten kämpften sie, immer mehr Tote und Verwundete fielen. Auf einmal quoll Rauch auf, Flammen züngelten an den Masten empor — die Brander hatten gezündet.

Ein erbittertes Ringen folgte. Aber die Hansen besaßen zwei Donnerrohre, die ihre wohlgezielten Eisenkugeln in die feindlichen Schiffe und Besatzungen schossen. Balken und Planken splitterten, und zu Haufen wurden die Menschen niedergeworfen.

Ratsherr Lübers sah es mit Genugtuung. Er wollte ja heute Gericht halten, ein Blutgericht, die Vitalienbrüder sollten künftig seinen Namen mit Schrecken nennen. Und er gab seine Befehle, daß möglichst keines der Seeräuberschiffe entkam. Und seine erprobten Unter-

führer wußten danach zu handeln. Der Deetjen, der Lorensen, der Karsten waren einige der besten davon, die schon öfter gegen die Liekendeeler gefochten hatten und ihre Schliche im Kampf und auch viele ihrer Schlupfwinke kannten.

Die drei Männer waren auch die Raschesten und Zähesten bei der Verfolgung, als der Feind sich, nach verzweifelter Gegenwehr und nachdem er schwer gelitten, nach der Insel zurückziehen wollte, um in ihren Einbuchtungen Schutz zu suchen.

Sie kamen außer Sicht, und Lüders sorgte sich schon um ihr Schicksal, als sie endlich wiederkehrten.

Karsten fuhr dicht an des Ratsherrn Schiff heran und rief im Triumph: „Haben noch schmucke Fische gefangen und gleich eingepökelt!"

Er deutete auf wohl über ein Dutzend Tonnen, die in seiner Kogge standen. Nach grausamem Brauch hatte man die Gefangenen so in die Fässer gesteckt, daß aus einem Loch im Deckel nur der Kopf hervorragte. „Sollen wir den Heringen die Köpfe abschlagen und die Leiber der Schandkerle ins Wasser werfen?"

Lüders bedachte, daß er dem Volk daheim Freude bereiten würde, wenn er Gefangene mitbrächte und ihm das Schauspiel der öffentlichen Hinrichtung gab. Darum sagte er: „Sie sollen Urteil und Strafe später empfangen, aber befragen wollen wir sie sogleich, und wer sich der Auskunft weigert, dem soll weder Trank noch Speise gereicht werden."

Die beiden Fahrzeuge lagen Bord an Bord, und der Ratsherr trat näher herzu.

Er sah in die finsteren, verschlossenen Gesichter der Gefangenen, las darin die Antwort — keiner würde zum Verräter werden.

Der Jüngeren einer suchte seinem Blick auszuweichen. Er trug einen blonden Vollbart, konnte aber kaum über die Mitte der Zwanzig sein. Schweißtropfen perlten auf der hohen Stirn, ein Fieber schien ihn zu schütteln.

Nun trafen sich beider Blicke doch.

Die Augen des Ratsherrn weiteten sich schreckhaft. Seine Hand zuckte nach dem Herzen, er taumelte.

Man wollte ihn stützen. Aber mit der eisernen Willenskraft raffte er sich wieder auf und befahl, daß ihm die Gefangenen einzeln vorgeführt würden. Er wollte jeden allein anhören, ohne Zeugen.

Der junge blondbärtige Mensch war einer der ersten.

Ja, es war Bruno, sein Sohn, den er als Toten betrauert hatte. Der Ratsherr wollte die Arme öffnen —

Aber der Sohn stand wie ein Fremder vor ihm, warf sich ihm nicht zu Füßen, fand nicht das Wort „Vater".

Da stellte der Ratsherr die entscheidende Frage, obwohl ihm davor bangte: „Sage mir, ob du dies freiwillig geworden bist, oder ob man dich dazu gezwungen hat?"

„Es war mein freier Wille."

„Warum hast du das getan?"

„Weil mir's unter den Leuten gefiel, weil ich keinen Zwang bei ihnen erfuhr, meinen eigenen Willen hatte."

„Ich wußte nichts von deinem abenteuerlichen Sinn."

„Was hast du überhaupt von mir gewußt?"

„Nicht du, ich habe anzuklagen!" unterbrach ihn der Vater streng. „Weil ich deinen Knabenlaunen nicht nachgab, hast du Schmach über uns gebracht. Einem Leben im Wohlstande und in Ehren hast du ein Dasein der Schande vorgezogen und wirst in Schande enden."

„Ich scheue den Tod nicht!"

„Auch nicht den von Henkershand?"

„Niemand kennt meinen Namen, meine Herkunft, nie-

mand wird davon erfahren. Du darfst auch deinetwegen ruhig sein."

„Willst du mich zu allem Leide, das du mir angetan, noch verhöhnen? Hast du nicht auch mein Leben zerstört, mir das Herz gebrochen? Was liegt an dem, das mir noch geblieben? Nein, man soll erfahren, wer du bist, und es soll Gericht gehalten werden über dich wie über jeden anderen."

„Ich habe nichts Besseres verlangt."

Noch einmal wallte die Vaterliebe in dem Ratsherrn auf: „Bruno!"

Der Sohn wandte sich ab. „Zu spät! Zu spät zur Umkehr, auch wenn ich wollte."

Das gab ein Frohlocken, als die siegreiche Flotte wieder in den heimischen Hafen einlief. Umringt vom jubelnden Volk zogen die Männer in die Stadt. Von den Türmen grüßte sie Glockengeläut. Und im Zuge führte man die Gefangenen. Mit Hohn- und Schimpfworten wurden sie überhäuft, aber die wilden Gesellen achteten nicht darauf, schritten in ihren Ketten aufrecht dahin, ja, einige lächelten spöttisch, gaben auch wohl kecke Antworten auf die Schmähungen der Menge.

Da durchschnitt ein heller Schrei Lärm und Getöse. So ergreifend klang er, daß die Leute stille wurden.

Und durch die Reihen zwängte sich ein junges Mädchen, eilte auf die Gefangenen zu und umschlang einen der jungen Menschen mit ihren Armen.

Was war das? Hatte wohl den Verstand verloren, des Torschreibers Tochter?

Man wollte sie zurückreißen, doch sie hielt den Blondbärtigen fest umklammert.

Er konnte sich nicht rühren und sah betroffen auf sie nieder.

„Was willst du —? Ich kenne dich nicht!"
„Willst mich nicht kennen? Bruno!"
„Gereut dich dein Treubruch?"
„Nie ward ich dir untreu. Ich liebe dich, wie ich dich immer geliebt habe."
„Hattest doch einen anderen Buhlen, sagte man mir, dem du nachgezogen seiest."
„Lüge! Man hatte mich fortgeschickt."
„Und konntest mir kein Zeichen geben?"
„Nein! Als ich hierher zurückfloh, hörte ich, daß du tot seiest."
„Hättest mich auch nicht wieder zum Leben erwecken sollen," meinte er. „Bin ja nun doch am Sterben."
„Ich sterbe mit dir!"
„Wirst leben und vergessen!"
Grobe Fäuste packten zu, trennten die zwei mit Gewalt, so daß der Zug, der ins Stocken geraten war, sich wieder in Bewegung setzen konnte.
Vor dem Rathause wollte ihn ein hoher Rat erwarten, aber als er dort eintraf, war keiner der Herren da.
Sie saßen zu ernster Beratung im Sitzungssaal.
Ratsherr Lübers, den man feierlich hatte willkommen heißen wollen, war überraschend unter sie getreten und hatte ihnen eröffnet, daß er Amt und Würden niederlegen müsse, und hatte in kurzen Worten geschildert, wie er seinen totgeglaubten Sohn wiedergefunden. Nichts verschwieg er, erbat auch keine Gnade für den Gefangenen, sondern gab alles dem Rate anheim.
Dieser hatte kurz vorher eine schlimme Botschaft erhalten; der Dänenkönig wollte wiederum rüsten und den Sund sperren, um hohen Zoll von allen Schiffen der Hansa zu erheben, und im Londoner Stahlhof waren hansische Kaufleute schwer mißhandelt worden. Auch das

forderte Sühne. Dabei war die Hansa uneins in sich und ihr Bestand bedroht.

Im Haupte des greisen Bürgermeisters kreuzten sich sorgenvolle Gedanken, als die Männer Meinung und Gegenmeinung austauschten.

Die Menge auf dem Marktplatz wurde ungeduldig.

Da erschien der Rat, und der Bürgermeister begrüßte die Heimgekehrten, belobte sie wegen ihrer Tapferkeit und teilte Gold= und Silbergeschenke aus. Hierauf wandte er sich an die Gefangenen.

„Seid ihr Deutsche?" fragte er. Bis auf einen, der ein Schwede war, mußten sie bejahen. „Und habt Volk und Heimat aufgegeben, um Liekendeeler zu werden, wolltet Händel suchen, Beute machen, ein Schelmenleben anstatt das eines rechtschaffenen Christenmenschen führen? Durch eure Schuld ist nun wieder viel deutsches Blut geflossen. Schande über euch, die ihr doch auch deutschen Blutes seid! Hat der Deutsche nicht genug Feinde, muß er sich noch selber feind sein?"

Und er sprach von der Hansa und des Reiches Not, und jedes seiner Worte klang anklagend: „Müssen wir immer widereinanderrennen, wo wir Schulter an Schulter stehen sollten? Warum sind wir schwach, wo wir stark sein könnten? Lassen alles Ungemach zu Tür und Fenster herein und könnten das Glück im Hause wohnen haben! Als hätten wir's nicht alle zu leiden! Als wär's nicht unser aller Verderben! Wollen es doch wandeln und bessern mit Gottes Hilfe!" Und mit erhobener Stimme rief er: „Soll kein Strafgericht gehalten werden über euch, ob ihr auch den Tod verdient habt, sollt alle frei sein, die ihr hier gefangen steht, müßt aber geloben, nie wieder etwas gegen hansisch Blut und Gut zu planen und ins Werk zu setzen. Könnt dann ungehindert eures

Weges ziehen. Doch einer von euch soll unseren Abgesandten nach Gotland geleiten. Er soll mit euren Hauptleuten ein Einvernehmen suchen gegen die, so uns das Meer verriegeln wollen. Wer erbietet sich zu diesem Amt?"

Der blondbärtige junge Mann trat vor. Auf seinem Antlitz lag ein heller Glanz. „Ich werde euren Abgesandten sicher hin- und zurückbringen und maße mir auch an, ihm seinen Auftrag durch meine Vermittlung erleichtern zu können."

Da stand der Ratsherr Lübers neben dem Bürgermeister und sagte: „Und mich laßt den Abgesandten sein. Ich will zu ihnen sprechen, wie Ihr soeben zu uns gesprochen habt. Darauf werden und müssen sie hören."

Der Bürgermeister richtete die klugen Augen auf Vater und Sohn. „Zuvor werdet ihr erst selber Frieden machen müssen!" meinte er.

Ratsherr Lübers streckte dem Sohne noch einmal beide Hände entgegen, und der neigte sich darüber und küßte sie.

Und über dem Raunen und Murmeln des Volkes, das sich nicht alles, was da geschah, gleich zu deuten wußte, schwebte wieder der Jubelton einer Mädchenstimme.

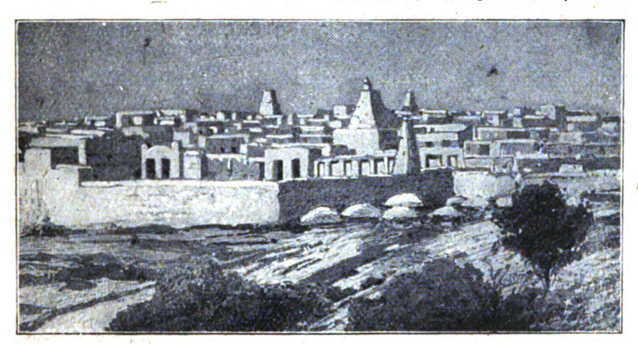
Negergroßstädte

Von C. Arriens / Mit 10 Bildern

Es ist wenig bekannt, daß auch auf afrikanischem Boden, wo man es bei der Siedlungsart des Negers nicht vermuten sollte, sich menschliche Wohnungen gelegentlich zu ausgedehnten Städten anhäufen konnten. Man darf allerdings nicht an europäische Stadtgebilde mit all jenen Einrichtungen, die wir für eine Großstadt als unerläßlich ansehen, denken, es sind mehr ins Ungeheure angewachsene Dörfer. Diese Anlagen dehnen sich deshalb so weit aus, weil die manchmal zu Hunderttausenden zählende Bevölkerung zum größten Teil aus Ackerbürgern besteht, die gewöhnt sind, weiten Raum für sich in Anspruch zu nehmen. Solche Negergroßstädte gab es früher und jetzt im Jorubaland und im angrenzenden Westsudan. Manche von ihnen sind bei den durch Völkerwanderung und Kriege hervorgerufenen staatlichen Umwälzungen, an denen es in Afrika sowenig wie in Europa fehlte, spurlos verschwunden, andere haben sich wie Bardowick und Brügge aus alter Zeit erhalten und sind gleich ihnen im Bereich ihrer alten Stadtwälle zu unbedeutenden Plätzen herabgesunken, wie das altberühmte Timbuktu oder das bescheidene Mokwa im Nupeland; andere, heute volkreich und blühend, sind kaum sechzig Jahre alt, wie Abeokuta in Joruba, Lokoja — falsch Lokodja geschrieben — am Niger oder Bida, die Märchenstadt in Nupeland.

Zu diesen Großstädten gehören auch Ibadan und Illorin in Joruba, Kano und Kuka. Derartige Städte machen auch auf den Europäer einen bedeutenden Eindruck, und

ihre Bevölkerung, in der eine alteingesessene Familien-aristokratie den Vorrang behauptet, ist gewöhnt, mit



Negergroßstadt Timbuktu: Teilansicht.

Verachtung auf den „Buschmann", wie sie den eingeborenen Landbewohner zu bezeichnen pflegt, herab-



Hofansicht eines Hauses in Ibadan.

zusehen. Die Städter pflegen auf ihren oft stundenweit entfernt liegenden Farmen tagsüber fleißig zu schaffen. Eine weitere Gruppe besteht aus zahlreichen Hand-

werkern, die zum Teil dem Haussastamm, einem über das ganze mittlere Afrika verbreiteten Wander- und Händlervolk, angehören. Auf kleineren und größeren Märkten, die der Neger über alles liebt, wird alles gehandelt, was die heimische Erde hervorbringt, und was aus Europa an fremden Gebrauchsartikeln und Stoffen eingeführt wird. Manche dieser Städte haben ein Europäerviertel mit Faktoreien und Magazinen, wodurch allerdings das ursprüngliche Gesamtbild der Eingeborenengroßstadt bis heute wenig beeinflußt worden ist.

Ibadan breitet sich weithin gedehnt über Täler und Hügel in einer gewaltigen, von Farmland umschlossenen Lichtung im Urwald aus. Wenn man die weißen Europäerhäuser mit ihren grauen Welldächern, überragt von grünen Papaya- und Mangobäumen, hinter sich hat, betritt man eine andere Welt. Alte Schilderungen von Reisenden, wie Barth und Nachtigal, werden leibhaft und lebendig vor unseren Augen. Aus der Ferne gesehen, gleicht die Negergroßstadt einem ungeheuren, rostroten Ameisenhaufen. Rostrot ist die hart getrampelte Lehmstraße, rostrot sind die aus Lehm errichteten Mauern der niederen, umfangreich und verzwickt angelegten Gehöfte mit ihren wettergrauen Palmblattdächern; ein krauses Gewirr von Gassen und engen, krummen Gäßchen. Dazwischen wimmeln die Eingeborenen, die in allen Schattierungen, weiß, hell- und dunkelblaufarbig gekleidet sind.

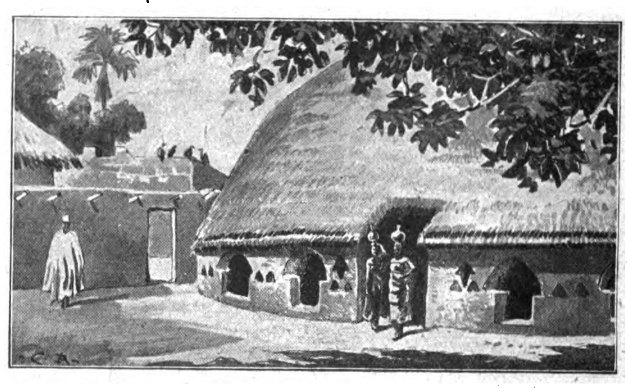
Heiß und schwül ist die Luft, kurz die Schatten aller Gegenstände. Hoch im weißgrauen Äther, der im tropischen Afrika nie die Bläue unserer Septemberluft, geschweige des italienischen Himmels annimmt, ziehen die Geier ihre Kreise. Sie gelten, wenn sie nach ihrem Fluge in den Gassen, gleich den ihnen etwas ähnlichen Truthähnen nach Nahrung suchend, herumhüpfen und



Kano, die Hauptstadt des Haussalandes, heute durch eine Eisenbahn mit Lagos an der Guineaküste verbunden.

schreiten, als unverletzlich, da sie das wichtige Amt der Sanitätspolizei ausüben.

Die Häuser in Ibadan sind viereckig mit gewaltigen Satteldächern, gedeckt mit Palmzweigen und großen Blättern, deren lange Stengel sorgfältig an die Dachlatten geknotet sind. Die Gebäude sind meist um einen oder mehrere Höfe herum angelegt, in dem oft ein rundes Haustempelchen steht. Im Innern der Höfe laufen



Torhalle im Innern des Masabapalastes in Bida.

Pfeilergalerien um die Mauern; dort bringt man im Schatten den Tag zu.

An den zahlreichen Marktplätzen sind auch an den Außenwänden der Gehöfte oft schattenspendende Kolonnaden vorgebaut. Da hocken tagsüber junge und alte Weiber, nicht bloß arme, nein auch die der reichen Besitzer, denn zum Handeln und Schachern um Dinge von Pfennigswert dünkt sich niemand zu vornehm im Lande der Neger.

An Indigofärbereien vorüber blickt man in die Buden der Kalebassen- und Holzschnitzer, die wundervoll ge-

Lichtschacht eines Hauses in Ibadan.

schnitzte Löffel zum Hausgebrauch — die fälschlich als „Fetischlöffel" gelten — vor aller Augen mit Hackbeil und Messer anfertigen.

Ein Haussareiter hat den Meister einer Gelbgießerei herausrufen lassen und feilscht mit ihm um die Reparatur seines zerbrochenen Monstrums von Steigbügel.

In einem engen aus Lehm errichteten Loch daneben, notdürftig durch darübergeworfene Palmblätter vor der Sonnenhitze geschützt, sitzt ein alter graubärtiger Schneider an einer blitzblanken Singermaschine und näht weiße Kittel.

Dumpf durcheinanderdröhnendes Trommeln kündigt einen Trupp Reiter in bunten Gewändern an. Die schwarzen Gesichter sind in weiße oder blaue Tücher vermummt, so daß nur Nase und Augen hervorsehen; den Turban überragt ein abenteuerlicher Strohhut mit buntem Lederbesatz. Die Pferde trappeln durcheinander, einzelne weichen aus der Reihe, ein Pferd wird unter seinem Reiter ungebärdig, steigt schäumend hoch und zerschlägt die Töpfe einer Händlerin; die Marktweiber stieben kreischend auseinander.

Jetzt schwenkt die Kavalkade auf das Gehöft des Bali, des Königs, zu; da gewahrt man unter den Reitern einen zahmen Strauß, der mit hocherhobenem Kopf zwischen den Pferden im Zuge schreitet.

Am nächstgelegenen Markt ist etwas Besonderes los; Gelächter und Angstgeschrei hört man von weitem; ein mächtiger, zähnefletschender Pavian ist frei und stiehlt den Hökerinnen von ihren süßen Bananen. Die kräftigsten Männer rennen vor ihm davon, — bis sein herbeigerufener Herr ihn mit festem Griff im Genick packt und ihn wieder an die Kette legt.

Von einem Hügel herab unter den Ruinen einer alten

Missionsstation im Schatten fruchtbeladener Apfelsinenbäume überschaut man das Gewirr der zahllosen roten Gassen und grauen Dächer, die sich am Horizont verlieren und im Dunst verschwinden, dort, wo die feinen bläulichen Konturen des Urwaldes in der Ferne verdämmern.

Abends zur Zeit der zahlreichen Feste nimmt das Trommeln und Jucheien in den krummen Gassen kein Ende,



Hinterfront eines städtischen Torhauses.

unter taktmäßigem Freudengebrüll ziehen Trupps von Männern und Weibern singend und tanzend umher, bis in den Tausenden von Gehöften die Hähne lebendig werden und mit ihrem durcheinanderschrillenden Gekrähe den jungen Tag begrüßen.

Bida, die Hauptstadt des Nupereiches, besteht erst seit 1859, nachdem das Land durch die Fulbe erobert, die alte Nupedynastie überwältigt und nach afrikanischem Brauch abgeschlachtet war. König Masaba siedelte in

seiner großangelegten Residenz die Handwerker des unterworfenen Landes an, die Schneider, die Sticker der Toben, jener für die Haussa charakteristischen sackartigen Gewänder, Waffenschmiede, Sattler und Gelbgießer, die Messingtreiber, Perlschleifer und Glasmacher, deren Produkte bis nach Ägypten und Nubien versandt werden, die Matten- und Strohhutflechter und andere Handwerker.

Der König und seine Günstlinge erbauten sich um-

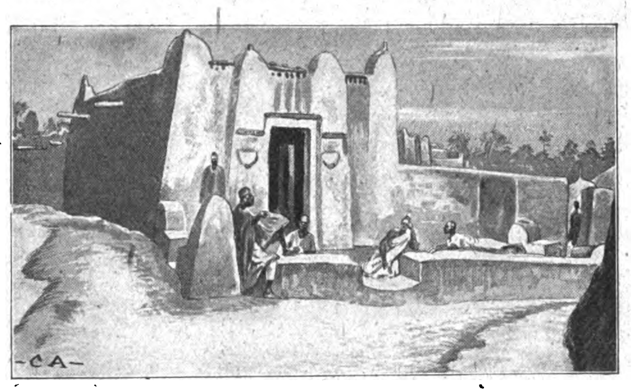


Innere Ansicht eines städtischen Torhauses.

fangreiche Paläste, eine Leibgarde von Panzerreitern schützt das Leben des Herrschers, feuerrot gekleidete Polizisten und ähnlich angezogene Posaunenbläser erhöhen den Glanz des Hofes. Dies Gepränge ist heute noch nach der Eroberung durch die Engländer, die mit Waffengewalt erfolgte, geblieben. Der jetzige Sultan erhält von ihnen ein Jahrgehalt und führt den Titel Emir.

Das Stadtbild von Bida erhält sein besonderes Gepräge durch die mächtige, schräge, oben gezackte Stadtumwallung und die mit ähnlicher Mauer umgebenen Paläste. Die Häuser im Innern dieser Festungen sind

teils viereckige Gebäude nach Haussaart, mit mächtigen Stützpfeilern im Innern, teils die landesüblichen Rundhäuser, oft von beträchtlicher Ausdehnung und mit dreieckigen Lichtöffnungen versehen. Im gleichen Stil sind auch die Moscheen gebaut, von deren Plattform in der Morgenfrühe oder abends der Muezzim mit hellem durchdringendem Gesang das Gebet ausruft. Feierlich klingt der Ruf: „Allahu akbar“ — Gott, du Großer —



Stadthaus im Haussastil.

und der nachfolgende melodische Gesang weit durch die Tropennacht. Unvergeßlich für den, der ihn öfters gehört.

Zinnengekrönt erhebt sich die rote Stadtmauer von Bida. Viele Palmkronen und Laubbäume, die sie überragen, erwecken den Eindruck einer starken Vegetation in der Stadt; es ist jedoch eine Täuschung. Reitet man durch eine weite Bresche in der Mauer ein, so öffnet sich eine breite, mit weichem Sand beworfene Straße. Auch wir erlebten den eindrucksvollen Anblick einer urafrikanischen Stadt. Zu beiden Seiten der langen Straße standen

Buden und Verkaufsstände. Zahlreiche buntgekleidete Menschen sahen wir; all die verschiedenartigen bunten Kostüme, wie sie von Ägypten bis zum Mandingoland getragen werden. Alt und jung strömte neugierig zusammen, die Fremdlinge zu betrachten. In weite, gestickte Gewänder gekleidete Männer fielen neben unseren Pferden zum Gruß nieder, berührten mit der Stirn den Sand und schrien uns ihr „Saki!“ — Herr, Löwe — zu. Paukengedröhn erscholl zu lautem Gesang.



Dieb in Eisen und Polizist.

Von dichter Menschenmenge umgeben kam ein Trupp von etwa vierzig Reitern daher. Die Führer stiegen ab, und es wiederholte sich unter „Saki“-Rufen dieselbe Art der Begrüßung. Es waren die Abgesandten des tags vorher von unserer Ankunft benachrichtigten Sultans.

In der brennenden Sonnenhitze, umgeben von den phantastisch gekleideten Reitergestalten, die in der dichten Menge ihre Pferde zum Steigen anspornten, zwischen den hohen roten Lehmmauern, die sich oben verjüngen, und über deren Zinnen fruchtbeladene Dattelpalmen

und Papayakronen lugen, wurden wir bis an den Palast des Emirs geleitet. Keine noch so reiche Phantasie vermöchte ein farbenprächtigeres Bild zu schaffen; eine Märchenszene aus „Tausendundeine Nacht" war vor unseren Augen wirklich geworden.

Pferde und Menschen füllten den Platz vor den Eingangstoren. Hofbediente und rotgekleidete Gestalten in rotem Turban lungerten an den Eingängen herum.

Durch mehrere mit Menschen angefüllte Höfe wurden wir in eine der schattigen Galerien geführt; hier erwartete uns der Negerfürst, umgeben von Kindern und Höflingen. Er hockte mit untergeschlagenen Beinen auf einer Matte; seine hübschen Sandalen aus rotem Saffianleder standen vor dem hohen Herrn. Er war ein großer, kräftiger Mann von feinen Gesichtszügen, gar nicht negerhaft fanden wir die feingeformten Lippen und die gebogene, kräftig vorspringende Nase mit breiten, aber in edler Weise nach oben gezogenen Flügeln. Das Gesicht trug unverkennbar die Züge grober Sinnlichkeit und Grausamkeit. Er mochte etwa fünfundfünfzig Jahre alt sein. Bekleidet war er mit mehreren übereinandergezogenen weißen Haussatoben; ein mächtiger Turban von weichem Musselin bedeckte seinen Kopf.

Durch Dolmetscher unterhielt er sich längere Zeit mit uns. Die Menge der Höflinge und Palastangestellten in allen Schattierungen vom Mongolengelb des reinen Fullah bis zur schwärzesten Hautfarbe des Haussanegers drängten sich dicht herum, damit ihrer Neugier auch nicht das Geringste entging.

Nach der Audienz wurden wir in unser Quartier geführt, in einen für sich abgeschlossenen Teil des Palastes eines hohen Würdenträgers, der sich später als ein artiger und allzeit gefälliger Hauswirt erwies.

Hinter der festungsartigen Ringmauer des Gehöftes war außer einigen viereckigen, teilweise zweistöckigen Gebäuden mit dicken Lehmpfeilern im Innern, ein großer Komplex von gruppenförmig und zum Teil durch niedrigere Mauern abgeteilten Rundhütten.

Am Spätnachmittag traten wir hinaus, um uns das Leben in der Stadt anzusehen, und wir bemerkten, daß wir uns dicht am Brennpunkt des Verkehrs befanden. Die breite Straße bildet hier zwischen unserer Tür und der Mauer des Nokodjipalastes einen etwa fünfzig Meter breiten Platz, die bevorzugte Promenade von Bida; er begann sich eben mit Menschen zu füllen; es war die Zeit des abendlichen Marktes. Unter einem Tamarindenbaum liefen Jungen herum, in jeder Hand ein Huhn, gekleidet waren sie wie die Alten mit langen Toben und Turban. Sogleich umringten sie uns, um uns ihre Hühner aufzudrängen. Längs der Nokodjimauer hatten andere Bengel auf kleinen grabhügelartigen Erhöhungen Kolanüsse in Häufchen aufgebaut; sie schrien unablässig „Kopper, kopper“, um Kauflustige für dies Narkotikum, das dort den Tabak vertritt, anzulocken. Stutzerhafte Jünglinge stolzierten umher. Baumlange, schöne Nupemädchen mit hübschen Gesichtern, lange, dicke Haarzöpfe an den Schläfen, ordneten im Gehen kokett den Faltenwurf ihrer braunroten Gewänder, blinde Bettler flehten mit schreiender Stimme Allahs Segen auf das Haupt etwaiger Spender, eine Haussakurtisane, das Gesicht mit lackschwarzen Strichen und Pfeilen bemalt, Goldschmuck an Hals und Ohren und einen europäischen Regenschirm in der Hand, warb mit den Augen.

Dort haben die Fleischhauer ihr Innungshaus. Die Felle der heute früh auf offenem Markt geschächteten Rinder sind an den schmutzigen Lehmpfeilern zum



Straßenbild in Bida: Eine Braut wird zur Hochzeit geführt.

Trocknen aufgespannt. Das von Fliegen bedeckte Fleisch wird auf unsauberen Matten von hünenhaften nackten Gesellen in Stücke zerhackt und ungewogen nach Augenmaß verkauft. Rotten von Aasgeiern hüpfen zwischen Publikum und Fleischständen umher und balgen sich flügelschlagend um Abfälle.

Aus einer Seitengasse kam ein Hochzeitszug ärmerer Leute. Voran Trommler und Männer mit Palmzweigen in den Händen. Die Braut ward auf einem bunt aufgezäumten Pferde sitzend dem Verlobten zugeführt.

Eine Karawane beladener Esel drängte sich durch die Menge, sie kam aus dem Massagaviertel, wo die Glasschmelzer nach uralter Weise die im ganzen Sudan beliebten blauen Glasarmringe fertigen. Wohin mochte die Reise gehen? — Vielleicht bis Kordofan oder auch an den Nil.

Auf dem Nahrungsmittelmarkt gab es Kuchen, so bitter gepfeffert, daß uns die Tränen in die Augen kamen; für einen Negergaumen erwünschte Leckerei. Garköchinnen verkauften säuerliche Mehlsuppe und Klöße.

Wir kamen über den Topf- und Holzwarenmarkt, den Brennholz-, Grünkram-, Matten-, Hammel-, Zeug-, Stickereiwaren- und Dachlattenmarkt.

Vor dem Toreingang des Nokodjipalastes fanden sich die Hutverkäufer ein; Hunderte der originellen heimischen Strohhüte in den verrücktesten Formen lagen auf Matten nebeneinander, und die Käufer gingen musternd und aufprobierend dazwischen umher. An einer anderen Stelle gab es Grünfutter für Pferde und Hammel, Eisenwaren und Sättel aus Kano, Sandalen und Reitstiefel. An einer Ecke hielten die Posamentierer feil: Schwertgehänge in schreienden Farben und eben-

solche Hosenmanschetten. Hier kauften junge Gelehrte Rohrfedern und Schreibpapier aus Ägypten. Dort gab es blutrotes Tuch aus Tripolis und Goldborten für Paradegewänder und Pferdeausstattung, Zinnf üsseln, Steigbügel und in Messing getriebene Waren.

Auf dem „Naschmarkt" gab es Bataten, Jams- und Kassadawurzeln, Bananen, Mangopflaumen, die Krone aller Früchte; kleine bittere Zitronen, Papayamelonen, frische einheimische und gedörrte Datteln aus den Oasen der Sahara, kohlschwarz geräucherte Fische und Leckereien für Frauen und Kinder: gepfefferte Küchelchen aus Zucker, Bohnen- und Erdnußmehl.

Und nirgends kam man ins Gedränge; man hörte kein Scheltwort. Alles vollzog sich in Selbstzucht und Ordnung; fiel es einem ein, unangenehm aufzufallen, dann ward er durch beißende Spottreden öffentlich lächerlich gemacht.

Rasch brach die Dunkelheit herein über das Marktgewühl von Bida, und nun wurden nacheinander Hunderte und aber Hunderi rötlich schimmernde Lichtlein angesteckt.

Am schönsten ist es beim milden Dämmerlicht des tropischen Halbmonds, wenn all die Öllämpchen der schwarzen Frauen in endlos langen Reihen blinken und das Summen der vielen Menschen den großen Markt erfüllt; ein Bild aus dem Reich der Träume, den Märchen des Orients.

Erkältung

Von Dr. Freiherr von Sohlern

Die „Erkältung“ spielt in der Laienmedizin eine große Rolle, und vielfach begnügt sich der Kranke sogar mit dem Wort „Erkältung“ als ausreichender Bezeichnung für seine Krankheit. Er setzt dabei Ursache und Wirkung gleich. Denn die „Erkältung“, das heißt die Abkühlung des Körpers oder einzelner seiner Teile durch Kälteeinwirkung ist natürlich nie eine Krankheit an sich, sondern sie kann nur, unter gewissen Bedingungen, der Grund oder die auslösende Ursache für Erkrankungen der verschiedensten Art sein. Wissenschaftlich angesehen ist der Begriff der Erkältung keineswegs ein ganz klarer. Sicher ist, daß bei den meisten als „Erkältungskrankheiten“ bezeichneten Leiden die Erkältung nicht der einzige oder auch nur ausschlaggebende Faktor für das Zustandekommen der Erkrankung ist. Da zudem die Mehrzahl dieser sogenannten Erkältungkrankheiten relativ leichter Natur ist und für gewöhnlich nicht zum Tode führt, lassen sich die dabei sich abspielenden Veränderungen im Körper nur sehr schwer mit der nötigen wissenschaftlichen Genauigkeit studieren. Auch der Tierversuch läßt hier im Stich, da die Tiere wegen ihres Haarkleides, ihrer anderen Blutwärme, ihrer verschiedenen Empfindlichkeit und so weiter denn doch unter ganz anderen Bedingungen leben als der Mensch und nicht ohne weiteres zum Vergleich herangezogen werden können. So bleibt man bezüglich der Erkältungsfrage vielfach auf allgemeine Schlüsse aus der Erfahrung und Beobachtung angewiesen.

Wenn wir die Kälte als Krankheitsursache betrachten, so lassen sich drei Gruppen von Störungen unterscheiden, die durch niedrige Temperaturen erzeugt werden: erstens die lokale Erfrierung, zweitens die allgemeine Erfrierung, drittens die Erkältung.

Die lokale Einwirkung der Kälte macht sich als Erfrierung in ihren verschiedenen Graden von der einfachen Rötung über die Blasenbildung bis zum völligen Absterben und Brandigwerden ganzer Glieder am ehesten an den unbekleideten, „gipfelnden" Teilen des Körpers, also an den Händen, den Zehen und Füßen, der Nase, den Ohren, bemerkbar. Denn hier kommt infolge der Feinheit und großen Empfindlichkeit und Reaktionsfähigkeit der Endgefäße des Blutkreislaufs die geregelte Blutzufuhr und damit die Ernährung des betreffenden Körperteils am raschesten zum Stocken. Hierbei können weitere Umstände, wie ruhiges Stehenbleibenmüssen (zum Beispiel auf Posten, auf der Jagd), äußerer Druck (zu enge Stiefel, Schleier), ihrerseits noch ungünstig einwirken. Bemerkenswert ist auch, daß solche Zustände nicht nur bei starkem Frost, sondern auch bei relativ geringen Kältegraden, ja bei Temperaturen über Null Grad auftreten können.

Die allgemeine Erfrierung tritt ein, wenn infolge länger dauernder Einwirkung der Kälte die Körpertemperatur unter ein gewisses Maß (etwa 24 Grad Celsius) sinkt. Wiederbelebung ist jedenfalls noch bei Personen gelungen, die infolge von Erfrierung einen Temperatursturz bis auf 26—24 Grad Celsius erlitten hatten. Die absolut tödliche Temperatur dürfte bei etwa 20 Grad Celsius Körperwärme liegen. Der Tod durch Erfrieren erfolgt infolge Mangels an Wärme, die zum Leben notwendig ist. Das Nervensystem, das die Körperwärme

regelt, hört unter dem Einfluß der Kälte zu funktionieren auf und damit auch die ihm unterstellten lebenswichtigen Organe (Herz).

Wesentlich verwickelter liegen nun die Verhältnisse bei den gemeinhin auf „Erkältung" zurückgeführten Erkrankungen. Bemerkenswert ist hier zunächst der Umstand, daß häufig oder meistens starke Kälte, namentlich der klare, trockene Winterfrost weniger krankmachend wirkt als die feuchte, aber geringere Kälte und das windig-staubige, naßkalte Wetter der Übergangsmonate. Ebenso auffallend ist die Tatsache, daß es sich bei der „Erkältung" häufig um ganz geringfügige, kurzdauernde Kälteeinwirkungen handelt, zum Beispiel um einen kalten Luftzug, einen kurzen Aufenthalt in kühler Luft, einen Gang durch Nässe, einen kühlen Trunk und so weiter.

Vielleicht die Mehrzahl der Menschen wird nach solchen Vorkommnissen überhaupt nichts Besonderes bemerken. Andere bekommen etwa nur einen kurzen, harmlosen Schnupfen, wieder andere einen leichten Bronchialkatarrh, einen kurzdauernden Durchfall, einen steifen Hals oder sonstige rheumatische Beschwerden und dergleichen, kurz, eine relativ leicht und rasch vorübergehende Störung. Irgend ein Unglückswurm aber erkrankt nach der gleichen, anscheinend geringfügigen Einwirkung schwer an einer Lungenentzündung und kommt dabei zu Tode, oder es entwickelt sich aus der anfänglich scheinbar leichten „Erkältung" eine fortschreitende, ernste Erkrankung, die ihrerseits sicher nichts mehr mit irgendwelcher Kälteeinwirkung zu tun hat.

Wie kann diese völlig ungleiche Wirkung der gleichen Schädlichkeit bei verschiedenen Individuen zustande kommen? Zur Erklärung müssen wir offenbar nach Ursachen suchen, die nicht in der jeweils in Frage kommenden

Kältewirkung, sondern vielmehr in der von ihr betroffenen Person liegen. Der Verweichlichte, Schwächliche, Blutarme, Unterernährte wird eben eher erkranken als der Abgehärtete, Kräftige, Vollblütige, Wohlgenährte; der Stubenhocker leichter als der an Aufenthalt und Bewegung in freier Luft Gewöhnte. Ferner haben offenbar viele Menschen, vielleicht auf Grund einer früher durchgemachten Erkrankung eine „schwache Stelle“, einen locus minoris resistentiae im Körper. Bei ihnen „legt sich“ jede Schädigung, also auch jede „Erkältung“, auf das betreffende „schwache“ Organ: auf die Nase, die Rachenmandeln, die Bronchien, den Magen, den Darm, die Blase oder auf die Muskeln und Nerven als Rheumatismus und Neuralgie. Solche Menschen besitzen also von Haus aus oder erworben eine gewisse Disposition für „Erkältungskrankheiten“, das heißt also für Erkrankungen, bei deren Zustandekommen die „Erkältung“ zweifellos eine gewisse ursächliche Rolle spielt.

Wieder anders liegt die Sache, wenn sich im Anschluß an eine Kältewirkung eine „Infektionskrankheit“ entwickelt, das heißt also eine Krankheit, von der wir wissen, daß zu ihrem Zustandekommen die Anwesenheit bestimmter Krankheitserreger (Bazillen, Kokken) Voraussetzung ist, wie zum Beispiel die Lungenentzündung. Diese Erkrankungen sind also eigentlich nicht zu den Erkältungskrankheiten zu rechnen, sondern hier tritt die Kältewirkung, die „Erkältung“, offenbar lediglich als auslösender Faktor für die nachfolgende Erkrankung auf, die ihrerseits jedoch durch die jeweiligen Krankheitskeime verursacht ist. Dies kann in verschiedener Weise geschehen. Entweder sind die betreffenden Erreger bereits vor der „Erkältung“ in dem vielleicht schon allgemein geschwächten und wenig widerstandsfähigen

Körper vorhanden gewesen, dann schafft die Kältewirkung, zum Beispiel durch Störung der Blutversorgung in den bedrohten Gebieten und ähnliches, lediglich besonders günstige Verhältnisse für die Ansiedlung und das Wachstum der Krankheitskeime. Hier besteht also von vornherein eine gewisse „Krankheitsbereitschaft". Oder die Kälte verursacht von sich aus Veränderungen, zum Beispiel kleine Einrisse in den Schleimhäuten, vermehrte Schleimabsonderung und dergleichen, wodurch den Krankheitskeimen das Eindringen in den Körper erleichtert oder mindestens ein günstiger Nährboden zur Weiterentwicklung bereitet wird. Experimentelle Erfahrungen deuten auch darauf hin, daß durch Kältewirkung wenigstens zeitweise die Bildung gewisser Schutz- und Abwehrstoffe im Blut beeinträchtigt und hintangehalten wird, so daß während dieser Zeit eindringende Krankheitserreger dann schwerer bekämpft werden und leichter ihre verderbliche Wirkung entfalten können. Aber auch auf die Bakterien selbst ist wohl die Art der Witterung mit ihren wechselnden Temperatureinflüssen nicht ohne Wirkung. Durch starke Kälte werden sie getötet oder wenigstens in ihrer Lebenskraft geschwächt, weshalb meines Wissens bei Polarfahrten Infektionskrankheiten nie vorgekommen sind. Anderseits ist feuchtwarme Witterung günstig für die Entwicklung der Bakterien. Durch Wind und Sturm werden sie mit dem Staube aufgewirbelt und können so in größeren Mengen in den menschlichen Körper gelangen. Aus diesen Umständen erklärt sich vielleicht zum Teil die besondere Häufung solcher Erkrankungen im Frühjahr und Herbst.

Wieder in anderer Weise haben wir uns die Wirkung sehr raschen Temperaturwechsels, der jähen Abkühlung der Haut, namentlich bei vorher er-

hitztem oder schwitzendem Körper, zu denken. Das bekannteste Beispiel dieser Art ist der Erhitzte, der schnell in kühles Wasser hineingeht und dabei plötzlich an Herzlähmung sterben kann, besonders wenn er schon vorher herzleidend war oder einen gefüllten Magen hatte. Hierbei wird dem Herzen durch den plötzlichen Wechsel in der gesamten Blutverteilung, der durch die schnelle Zusammenziehung der vorher stark erweiterten Hautgefäße verursacht wird, mit einem Schlage eine derartige Mehrarbeit zugemutet, daß es versagen muß. Es kann die plötzlich aufgestauten Blutmengen nicht mehr bewältigen.

So sehen wir, daß sowohl der Begriff der „Erkältung" wie auch ihre Wirkungsweise auf den Körper recht mannigfaltig ist, und daß die Kälteeinwirkung recht verschiedenartige schädliche Folgen haben kann. Anderseits haben wir aber auch eine große Anzahl von Mitteln, um uns gegen diese Schädigungen durch Kälte zu schützen und uns vor ihnen zu bewahren. Hierher gehören neben der Kleidung und Heizung die reichliche Ernährung, warme Getränke und als sehr wichtiges Mittel: ausgiebige Muskelbewegung, endlich aber die beiden hauptsächlichsten Vorbeugungsmittel: G e w ö h n u n g und die mit ihr Hand in Hand gehende A b h ä r t u n g. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß durch Vermeidung jeglicher Verweichlichung, möglichst von Jugend auf, durch reichlichen Aufenthalt im Freien, auch bei schlechtem Wetter, durch fleißigen Gebrauch kühler Bäder (Fluß- und Seebäder) auch bis in die Spätsaison hinein, durch Luftbäder, Turnen, Sport, Wanderungen eine weitgehende Gewöhnung und Anpassung auch an kühle Temperaturen erzielt werden kann. Auch bei Tieren ist ja dieser Beweis in großem Maßstabe durch die berühmten Akklimatisationsversuche Hagenbecks erbracht, der sogar aus-

gesprochene Tropen- und Wüstentiere (Löwen, Tiger, Strauße) in offenen Gehegen ohne Schaden überwinterte. Bei schwächlichen und kranken Personen, zum Beispiel bei Leuten, die zu Rheumatismus neigen, bei Blutarmen und dergleichen wird man die Abhärtung natürlich in etwas milderen Formen als oben geschildert zu erreichen suchen, etwa durch abgestufte kühle Waschungen, vorsichtige Luftbäder und ähnliches. Jedenfalls sollte aber auch hier, wenn irgend möglich, das Ziel eher in der Richtung der Abhärtung und Gewöhnung als der Verweichlichung liegen. Einen besonderen Wert hat die Abhärtung auch für solche Personen, welche die Folgen der Erkältungskatarrhe besonders zu fürchten haben, zum Beispiel für Tuberkulöse. Im ganzen kann man jedenfalls sagen: Je mehr der Mensch seinen Körper von Jugend auf stählt und kräftigt, umso weniger wird ihm die „Erkältung" etwas anhaben können.

Der Siegeszug der Baumwolle

Von Dr. H. Selenka / Mit 8 Bildern

Von allen Pflanzen, deren Fasern zur Herstellung von Geweben dienen, ist die Baumwolle die wichtigste. Sie allein könnte alle übrigen Gespinstpflanzen zur Not ersetzen, nie aber würden diese insgesamt die Baumwolle entbehrlich machen, die vier Fünftel der gesamten Menschheit, mehr als 1200 Millionen, kleidet. Wie schon ihr Blütenbau zeigt, ist sie ein Malvengewächs, das sich als Kraut, strauchartig und als bis sechs Meter hoher Baum in Tropenländern findet. Die mehr gelbe oder bräunliche Wolle der etwa zweiundvierzig wilden Arten kann sich indes weder an Güte noch Ertrag mit den durch Auslese und Kreuzung entstandenen Kulturformen vergleichen, von denen man im Lauf der Zeiten mehrere hundert züchtete. Von dieser Riesenauswahl kommen aber nur einige Hauptarten für uns in Frage, von denen die auf den Antillen heimische „Sea Island" mit ihren langen Fasern die beste und ertragreichste ist. Diese „Inselbaumwolle", ein Strauch mit anfänglich gelben, dann rot werdenden Blüten, wird denn auch längs der Küste Zentralamerikas und in den feuchten Niederungen seiner großen Ströme, desgleichen in Ägypten viel gebaut, dem sie erst seinen Aufschwung im Welthandel brachte. An Güte kommt ihr die Peru-Baumwolle am nächsten, die nach der Form der Samenkerne auch Kidney, das heißt Nierenbaumwolle, genannt wird, doch hat sie nicht den schönen Seidenglanz der Sea Island. Ihr Anbau stand bereits im alten Inkareich in hoher Blüte, wie heute noch die farbenprächtigen, zier-

lich gemusterten Gewänder seiner Mumien zeigen, die schon Jahrhunderte in ihrem Todesschlummer lagen, als 1532 spanische Eroberer diese hochwertige Kultur zertraten. Die meiste Handelsware aber liefert die weißblühende rauhe Baumwolle der Vereinigten Staaten, die nach der höheren Lage ihres Anbaues den Namen „Upland" führt. Obwohl sie zwar nur kurzfaserige Durchschnittsware liefert, die sich schwieriger spinnen läßt, ist sie doch so ertragreich, daß dieser großblättrige Strauch jetzt überall, wo es das Klima nur erlaubt, sogar in Innerafrika, gebaut wird. Noch weniger empfindlich aber ist die krautartige, indische Baumwollpflanze mit ihren schwefelgelben, in der Mitte roten Blüten, denn sie gedeiht nicht nur in Südeuropa, sondern selbst in Ungarn noch unter dem 48. Grad nördlicher Breite, wie die Versuche des Oberingenieurs Nikisch und seiner beiden Freunde zeigen, die 1905 mit Nikischs Tode leider ihr Ende fanden. Sie würde sich also auch in Süddeutschland wohl



O. Haeckel.

Eine aufgebrochene Baumwollblüte.

O. Haeckel

Baumwollernte in Amerika.

akklimatisieren, doch wirtschaftlich gestalten ließe sich solch Unternehmen nie! Dazu fehlt unseren Sommern oft genug die rechte Sonne, vor allem aber würden Herbstregen die schon in wärmeren Landen sich monatelang hinziehende Ernte vernichten. Ein weiterer Vorzug dieser indischen Baumwolle ist ihre außerordentliche Fruchtbarkeit; sonst ist sie kurzfaserig, der Fachmann sagt kurzstachelig, und dazu rauh und hart. Gleichwohl versteht der Hindu, der sich fünfhundert Jahre vor den Tagen Alexanders des Großen in baumwollene Gewänder hüllte, sie zu den zartesten Geweben zu verarbeiten, die heute noch, trotz all unserer Maschinen, unübertroffen sind. Es ist denn auch wohl glaubhaft, daß ein Turban aus sechzehn Meter feinsten Musselins, „gewebten Windes", wie der orientalische Dichter sagt, nur hundertzwanzig Gramm wiegt, ja, daß ein ganzes Kleid des nach der Stadt Mosul genannten duftigen Stoffes durch einen Fingerring sich ziehen läßt. Auch unsere Spinnmaschinen stellen ja aus einem einzigen Pfund Fasern einen Faden her, der von Leipzig bis Konstantinopel reicht und somit 1765 Kilometer Länge hat.

Als weitere Baumwollart der Alten Welt wäre hier noch die rotblühende, baumartige Form zu nennen, die außer in ihrem Heimatlande Afrika in Asien viel gezogen wird. Die kurze, minderwertige Wolle wird aber meist im eigenen Land verbraucht und kommt daher kaum in den Handel. Dem Inder gilt der prächtige, doch nur fünf Jahre ausdauernde Baum heilig, ja als persönliches Eigentum seiner Brahmanen, die ihn als Zierde ihrer Tempelhaine hegen und schon seit grauer Vorzeit ihr weißes Priesterkleid mit der dreiteiligen, um die Stirn gewundenen Schnur als dem Symbol der Gottheit aus seiner Wolle fertigen.

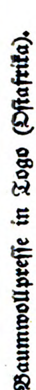


D. Haeckel.

Die auf dem Felde gesammelte Baumwolle wird nach der Faktorei gebracht.

Der Anbau der Baumwolle stellt hohe Forderungen an den Boden wie an Arbeitskraft. Vor allem braucht die Pflanze lockeres, sandiges Erdreich, dazu viel Raum,

sich ungehindert auszubreiten, und reichlich Sonnenschein des Tags und Tau des Nachts sowie auch wiederholte Düngung, besonders mit der kieselsäurereichen Asche verbrannter Stauden. Obwohl die meisten Baumwollpflanzen innerhalb der Tropen mehrjährige Gewächse sind, sät man die krautartigen jährlich, die strauchartigen aber nach zwei bis drei Jahren immer wieder aus, da sich die Erträge sonst stark vermindern. In dem uns nächstgelegenen Baumwollande Ägypten erfolgt die Aussaat schon im März, in den Vereinigten Staaten im April, in Indien gar erst Juni oder Juli, während sie sich auf der südlichen Halbkugel vom Dezember bis zum Juni erstreckt, so daß sich also die Kultur der Baumwolle über das ganze Jahr hinzieht. Meist kommen in dasselbe Setzloch sechs bis acht der pfefferkorn- bis erbsengroßen Samen, damit sie mit vereinter Kraft das rasch erhärtende Erdreich durchbrechen, worauf man nur die kräftigsten beläßt und hegt und pflegt. Zwei bis drei Monate danach prangen die Felder im Schmucke ungezählter Blüten, die sich entzückend von dem dunkelgrünen, weinblattförmigen Laub abheben und durch ihr liebliches Farbenspiel erfreuen. Am Morgen leuchten sie etwa in zartem Gelb, des Mittags werden sie dann blendendweiß, um gegen Abend rötlich zu erscheinen. Den nächsten Tag sind sie ganz rosafarben und fallen nun rasch ab, um anderen Platz zu machen. Dies Werden und Vergehen dauert fast ein Vierteljahr, so daß sich in der Regel an derselben Staude Knospen, Blüten und Fruchtkapseln in allen Reifestadien zeigen. Dadurch zieht sich natürlich auch die Ernte lange Wochen hin und wird zum kostspieligsten Teil des ganzen Unternehmens, der bei den hohen Pflückerlöhnen ein Drittel vom Erlös allein beträgt. Jung und alt ist damit beschäftigt, die



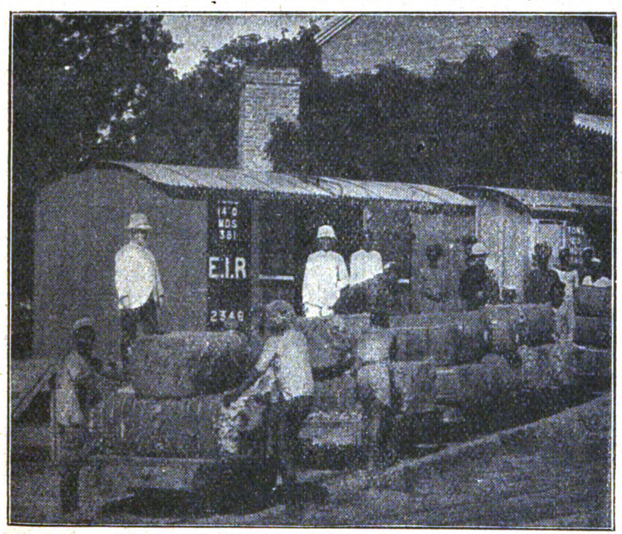
O. Haeckel.

Baumwollpresse in Togo (Ostafrika).

aus den aufgesprungenen Kapseln quellenden, faust- großen Faserballen, in denen die Samen eingebettet liegen, mit raschem Griff herauszunehmen und in das

aufgeraffte hemdenartige Kleid oder, wie es Brauch in Amerika, in den mittels Tragbands von der Schulter bis zur Erde herabhängenden Sack zu stecken. Fünf- bis achthundert der etwa hühnereigroßen Kapseln liefern ein Kilogramm Fasern, wobei ein Hektar bestenfalls sechs Zentner Wolle einbringt. Je nach Übung und Sorgfalt beim Ausscheiden der fehlerhaften Ware kann ein Pflücker fünfzig bis höchstens hundertfünfzig Pfund Baumwolle täglich ernten, ein ungeheurer Berg, wenn man bedenkt, wie stark die zarten Fasern bauschen. Sie wird denn auch auf dem Sammelplatz mit nackten Füßen in Säcke eingestampft und in das Lagerhaus gefahren, wo man sie trocknet und mit besonderen Entkernungs- oder Ginmaschinen von den noch anhaftenden Samen säubert, die nahezu zwei Drittel des Gesamtgewichts bilden. Die Kerne werden ausgepreßt, da sie viel Öl enthalten, das außer Speisezwecken auch zur Herstellung von Seifen und Firnissen dient, während der Rückstand, das Baumwollsaatmehl, ein Kraftfutter für Rinder liefert. Obwohl nun die Verbreitung der Baumwolle außerordentlich ist, denn sie gedeiht zwischen dem dreißigsten Grad südlicher und dem vierzigsten Grad nördlicher Breite in allen Landen, die ein feuchtwarmes Klima während der Zeit ihrer Entwicklung und möglichst trockenes Wetter für die der Ernte haben, unterscheidet doch der Handel hauptsächlich nur zwischen amerikanischer und indischer Baumwolle. Zwei Drittel, mehr als 65 Prozent der gesamten Welternte, die man kurz vor dem Krieg auf 25 484 000 Ballen bezifferte, liefert ja allein die Union, die freilich in dem unteren Mississippitale die besten Vorbedingungen für die Kultur der Baumwolle besitzt. An zweiter Stelle folgt dann Indien, das mit seinen 18 Prozent freilich kaum ein Drittel der amerikanischen Ernte erreicht, wäh-

rend Ägypten mit rund 8 Prozent der Dritte im Bunde der Hauptlieferanten ist. Ihm schloß sich Russisch-Asien mit 4 Prozent an, das somit selbst Brasilien mit seinen 2 Prozent und China mit kaum ebensoviel Anteil überflügelte. Alle sonstigen Baumwollbau treibenden Lande, wie Korea, Peru, Persien und die Türkei, teilen sich in



O. Haeckel.

Verladen der Baumwollballen in Ostafrika nach den Stapelplätzen.

den kleinen Rest von höchstens 2 Prozent, wobei die Ernten Griechenlands, Italiens und Spaniens kaum in Betracht kommen.

So riesengroß nun auch die Ausfuhrziffer scheinen mag, ist doch die Nachfrage weit größer, so daß der ständig wachsende Bedarf bald vierzig Millionen Ballen fordern dürfte. Auch dem könnte schließlich entsprochen werden, da Länder wie Brasilien, Mexiko und Argentinien sehr

wohl imstande wären, das Zwanzig- bis Dreißigfache ihrer bisherigen Erträge zu liefern, wodurch sie ernste Konkurrenten der Vereinigten Staaten würden. Wo man sich nur mit Nachdruck auf die Kultur der Baumwolle verlegte, da schnellte die Statistik der Erträge sprunghaft auf, so auch in unseren afrikanischen Kolonien, die vor dem Kriege binnen fünf Jahren das vierzigfache Quantum lieferten und selbst noch 1913/14 eine weitere Steigerung um 43 Prozent gegenüber dem Vorjahre ergaben.

Rascher und steter aber blieb der Siegeslauf der Baumwollindustrie, die noch vor hundertfünfzig Jahren sich nicht entfernt mit der Verarbeitung des Flachses und der Schafwolle im Abendlande messen konnte. Zwar trieb bereits das schwelgerische Rom der Kaiserzeit einen wahren Luxus mit fertigen Baumwollstoffen, die meist aus dem Orient kamen, doch das Verdienst, die Kenntnis und Verarbeitung dieser segenspendenden Pflanze weiter verbreitet zu haben, gebührt den Arabern des Mittelalters. Mit der Ausdehnung ihrer Herrschaft kam die Baumwolle im achten Jahrhundert nach Nordafrika, dann nach Sizilien und ums Jahr tausend auch nach Spanien, wo bereits um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts in Barcelona und Granada blühende Manufakturen bestanden. Wie selten aber diese Stoffe den Christenländern blieben, beweist das Staunen, das die bunten baumwollenen Zelte am Hofe Karls des Großen fanden, die der Kalif von Bagdad, Harun al Raschid, ihm mit anderen Huldigungsgaben sandte. Der große Kaiser war denn auch der erste Deutsche, der ein baumwollenes Gewand sein eigen nannte. Der Name „baumwol", die für eine Art Seide gehalten und deshalb früher „bombax" hieß, kam überhaupt erst um die Wende des zwölften Jahrhunderts auf, doch nach wie vor blieb ihre wahre

Herkunft weiten Kreisen unbekannt. Sogar Gelehrte glaubten noch bis 1725 an das Märchen vom Pflanzenschäflein Borametz, das angeblich in Syrien und der Tatarei auf einem Stamme wachse und mit ihm sterbe, sobald das Gras ringsum verzehrt sei!* Und dabei gab's



D. Haeckel.

Indischer Baumwollreiniger.

doch Palästinafahrer genug, die diese sagenumwobene Pflanze an Ort und Stelle kennen lernten.

Als Ausgangspunkt für das Vordringen nach dem Norden muß Italien gelten, dessen Handelsplätze Genua und Venedig den Verkehr mit dem Morgenland beherrschten. Venedig war denn auch die erste Stadt des

* Vergleiche Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens 1919, Band VIII, Seite 190 bis 193.

Mittelalters, die Baumwolle verarbeitete, worauf bald andere, wie Florenz und Mailand, folgten. Der teure Stoff kam dann mühsam genug auf Maultieren über die Alpen nach der Schweiz und von dort auf Lastwagen auch nach Deutschland. Hier war Konstanz bereits anfangs des vierzehnten Jahrhunderts der Ausgangspunkt der Baumwollindustrie, die dann von dort nach Ulm und Augsburg, jenen wichtigen Stapelplätzen fertiger Stoffe, übergriff. Die Grafen Fugger vollends nahmen sich der aussichtsreichen Sache derart an, daß sie bereits im Jahre 1530 beim Parlament in England den Alleinverkauf ihrer Erzeugnisse erwirkten. Die Herstellung von Barchent, des bekannten einseitig gerauhten, wolligen Stoffes, die Ulms Reichtum und Macht begründete, war Haupterzeugnis ihrer Industrie, die über Nürnberg, Hof und Zwickau in rascher Folge auch nach Sachsen kam, ja selbst in Köln und anderen rheinischen Städten so an Boden gewann, daß Deutschland mit Beginn der neuen Zeit das wichtigste Land für den Handel und die Verarbeitung der Baumwolle wurde. Im Dreißigjährigen Kriege ist dieser reiche Segen wieder zerstört worden. Für Nordeuropa war die alte Hansestadt Brügge bis zur Versandung ihres Hafens der erste Handelsplatz für Baumwolle. Die feinsten Musseline, vor allem aber farbenprächtige Kattune, kamen nach wie vor aus Indien, bis Holland als der erste Staat damit begann, diesen feinfädigen Stoff, der seinen Namen von der arabischen Bezeichnung „Kuta" = Baumwolle herleitet, mit Handstempeln nach Art der Orientalen farbig zu bedrucken. Da die niederländisch-ostindischen Besitzungen die nötigen Stoffe lieferten, nahmen diese Druckereien auch solchen Aufschwung, daß Holland noch ausgangs des achtzehnten Jahrhunderts mit seinen Kattunen fast

G. Brämlein.

Baumwollballen am Ladekai in Galveston (Texas)

alle europäischen Länder versorgte. Vor allem fanden diese leichten, so exotisch buntfarbigen Stoffe zur Zeit Ludwigs XIV. bei Frankreichs Damenwelt derartigen Anklang, daß eine wahre Leidenschaft daraus entstand. Dank Frankreichs Kolonien an der Koromandelküste und dem Umstand, daß auch hier findige Köpfe die Kattune mit den schönsten Mustern versahen, fand die schier krankhafte Vorliebe für solche Stoffe immer neue Nahrung, bis schließlich die Fabrikanten anderer, einheimischer Tuche, um ihre Existenz besorgt, sich an das Ministerium wandten. Dieses verbot denn auch im Jahre 1681 die Herstellung wie den Verkauf der teuren Auslandsware. Was aber nützen schließlich alle Verordnungen im Kampfe mit der Eitelkeit und Mode! Die Kattunsucht wütete nur umso mehr noch im geheimen, so daß zuletzt selbst die Minister — welche Ironie des Schicksals! — in Räumen, deren Wände mit dem verbotenen Stoff bespannt waren, ihre Gesetze gegen den so augenscheinlich hübschen Kattun erließen. Erst 1759, also achtundsiebzig Jahre nach Beginn des aussichtslosen Kampfes, gab die Regierung nach. Doch neuer Widerstand regte sich nun in Deutschland, da Kaiser Joseph II., der 1765 auf den Thron gelangte und fünfundzwanzig Jahre später starb, das Tragen von Kattun zugunsten des althergebrachten Linnens untersagte. In England waren schon weit früher Gesetze zum Schutz der einheimischen Woll- und Seidefabrikanten sowie der inländischen Baumwollindustrie erlassen worden, die mit dem siebzehnten Jahrhundert dort ihren Anfang nahm. Als hier aber 1772 die Herstellung von reinen Baumwollgarnen glückte, riß England damit die Führung an sich, die es noch heute innehat. Damals kamen die Rohstoffe aus Syrien, Mazedonien, Cayenne und Surinam, denn unser jetziger Hauptprodu-

zent Amerika begann erst 1770 wieder mit der Baumwollkultur, für die es sich den Samen aus Smyrna kommen ließ. Indien und Ägypten aber brauchten ihre Ernten selbst, ja letzteres bezog sogar noch Baumwolle aus Zypern und Kleinasien. Heute aber befördern Tausende von Schiffen diese Pflanzenfaser, die in den Häfen ihrer Heimat durch Dampfpressen auf möglichst kleinen Raum gebracht und so verfrachtet wird. Die Ballen sind je nach ihrer Herkunft, vor allem auch hinsichtlich des Gewichtes sehr verschieden. Der amerikanische Ballen hat beispielsweise rund fünfhundert und der ägyptische gar siebenhundert Pfund, während der indische Ballen stets gleichmäßig vierhundert Pfund wiegt, weshalb man ihn oft zur vergleichenden Berechnung der verschiedenen Erntebeträge braucht.

Der wichtigste Hafen für Baumwolle ist in Europa Liverpool, dem Bremen folgte, das einen großen Teil des festländischen Marktes an sich zog, wenn Deutschlands Industrie auch erst an dritter Stelle folgte. Kurz vor dem Krieg war sein Bedarf jährlich schon mehr als zehn Millionen Zentner, und 10 726 000 Spindeln schnurrten emsig, dies Riesenquantum zu bewältigen, die größte Zahl des europäischen Festlandes, während die Vereinigten Staaten etwa dreimal und England gar mehr als fünfmal soviel besitzen. Im Färben und Bedrucken wie in der Art und Menge der Muster stand aber unser Vaterland an erster Stelle. Die Zahl derer, die auf der ganzen Erde ihre Existenz der Baumwolle verdanken, schätzt man vollends auf reichlich fünfundzwanzig Millionen. Was aber diese Nutzpflanze zum Allgemeingut, zum Könige der Industrie machte, wie das geschäftskundige England sagt, waren die wohldurchdachten Spinn- und Webmaschinen, die einige Männer von

Genie, meist einfachen Standes, wie der Tischler Hargraves und der Barbier Arkwright, ersannen, welche damit viel zur Macht und Größe ihres Vaterlandes beitrugen. Vor allem ermöglichte die Dampfkraft, die seit 1820 immer mehr zur Anwendung gelangte, die wunderbar ersonnenen Maschinen nun überall, und damit unabhängig von der Wasserkraft, zu verwenden. Wohl suchte England seine Fabrikgeheimnisse möglichst zu wahren und setzte sogar Todesstrafe auf den Verrat, doch war der Fortschritt unaufhaltsam. So stellte Chemnitz bereits 1782 die ersten Spinnstühle auf und schuf damit die Grundlage für seine rasch aufblühende Textilindustrie, und auch im Wuppertal mit Barmen-Elberfeld sowie in vielen anderen Städten, wie Augsburg, Stuttgart und dem für uns verlorenen Mülhausen im Elsaß, entstanden volkreiche Betriebe, die Hunderttausende ernähren. Mit Riesenschritten ging's nun aufwärts, so daß kurz vor dem Kriegsausbruch, der diese einzigartige Entwicklung jäh unterbrach, auf der ganzen Erde rund 140 690 000 Spindeln und 2 650 000 Webstühle beschäftigt waren, all die Kleiderstoffe, Segel- und Hemdentuche, Schleierzeuge, Schirm- und Gardinenstoffe sowie die Zwirne und Garne herzustellen, deren die Welt bedarf. Wieviel Maschinen muß doch die Baumwollfaser durchlaufen, bis sie zum fertigen Stoffe wird! Schon die ankommenden Ballen werden durch besondere Apparate aufgewickelt und entwirrt, worauf dann andere die Fasern mischen, um möglichst gleichmäßige Garne zu erzielen, lockern, reinigen und sichten. Die Büschelform der Wolle wird nun in breite Streifen umgewandelt, die nach Streckung, Glättung und Zerteilung schließlich lockere Fäden liefern und durch weiteres Verspinnen zu immer feineren Garnen werden. Die Krö-

nung des Ganzen und die Verkörperung ungeheurer Geisteskräfte sind aber doch die Webstühle, die mit ihrem Zwillich und Drillich, Rips und Kattun, Organdy, Mull,



G. Brumlein,
Die Spulanlage in einer Baumwollfabrik.

Satin, Dowlas, Köper, Barchent und Schirting, und wie sie alle sonst noch heißen, den weitestgehenden Wünschen gerecht zu werden suchen. Die fertigen Stoffe aber wandern weiter in die Bleichereien, zu den Färbern und

Druckern und noch durch viele andere Hände, bis sie endlich zu unserem Schneider kommen. Die Baumwolle setzt also Riesenkapitalien in Umlauf, die schon nach Friedenswerten zehn Milliarden überstiegen. Doch nicht genug damit, auch eine Reihe anderer Gewerbe gründet sich auf diese Pflanzenwolle, die durch Behandlung mit Schwefel- und Salpetersäure ein eigenartiges Produkt, nämlich die Schießbaumwolle, liefert, deren Sprengkraft die des Pulvers weit übertrifft. Zum ersten Male wurde diese Nitrozellulose bei der Durchbrechung des Isteiner Klotzes im südlichen Baden angewendet, dann spielte sie vor allem als Ladung von Torpedos und Seeminen ihre unheimliche Rolle. Mehr noch dient aber Schießbaumwolle friedlichen Zwecken, da sie in Spiritus und Äther sich zu Kollodium löst, das rasch in dünner Haut erstarrt. Es wird deshalb viel in der Medizin und Photographie verwendet. Durch dünne Röhrchen in Wasser gepreßt, liefert es feine Fäden, die durch Einwirken gewisser Chemikalien viel von ihrer Feuergefährlichkeit verlieren und dann zur Herstellung der wunderbar glänzenden Kunstseide dienen. Wird aber nasse Schießbaumwolle mit Kampfer vermahlen und auf 120 Grad erhitzt, so entsteht Zelluloid, das bekanntlich zur Herstellung von Filmen, Puppenköpfen, Kämmen und dergleichen dient. Bei solcher Bedeutung der Baumwollindustrie ist deren Förderung und Erhaltung durch gesicherte Versorgung mit dem nötigen Rohstoff Pflicht eines jeden Staates. Alle Nationen suchen denn auch ihren Bedarf möglichst aus ihren eigenen Kolonien zu decken und den Baumwollanbau in geeigneten Ländern, wie jetzt die Engländer wieder in dem vielverheißenden Mesopotamien, zu steigern, um der nicht ungefährlichen Abhängigkeit von Amerika nach Kräften zu begegnen. Dennoch werden die

Aussichten des Baumwollmarktes immer trüber, da ein geradezu schreiendes Mißverhältnis zwischen Weltproduktion und Weltverbrauch besteht.

Wie aber selbst der einzelne nicht bestehen kann, der mehr braucht, als er einnimmt, so gilt dasselbe noch in höherem Maße von der Volkswirtschaft. Eine wilde Spekulation hat denn auch seit Jahren im Baumwollhandel eingesetzt und die Preise derartig hochgetrieben, daß schon im Frieden Millionenwerte dem Volksvermögen verloren gingen. Dies alles aber dürfte nur ein Vorspiel der kommenden Krise sein, denn nach dem Urteil aller Sachverständigen sind für die nächsten Jahre höchstens fünfzehn Millionen Ballen zu erwarten, während der ständig wachsende Bedarf bald vierzig fordert. Der Grund dieser beängstigenden Erscheinung ist einmal in dem überaus gesteigerten Selbstverbrauch der Baumwolle liefernden Länder zu suchen, dann aber auch in dem regelmäßig erfolgenden Rückgang der jährlichen Erträge von denselben Anbauflächen. Dazu hat auch die Baumwollpflanze viele Feinde aus dem Tier- und Pflanzenreiche, die ungeheuren Schaden stiften und Unsummen zu ihrer Bekämpfung fordern. Von den bisher bekannten vierhundertfünfundsechzig tierischen Schädlingen galt der sogenannte Kottonwurm, die Raupe eines kleinen Schmetterlinges, bis 1881 als der weitaus gefährlichste, legt doch ein einziges Weibchen bis zu 700 Eier, wozu noch kommt, daß mindestens sieben Generationen in einem Sommer auftreten, so daß sich seine Nachkommenschaft auf viele Millionen beziffert. Dann aber trat im Bollwurm noch ein schlimmerer Feind auf, da diese Raupe in die Blüten und Kapseln dringt und bei der so verborgenen Lebensweise schwer zu bekämpfen ist. Der größte Schädling aber ist ein unscheinbarer Rüsselkäfer,

der seine Eier in die Knospen und Kapseln legt und gleich bei seinem ersten Auftreten in Mexiko im Jahre 1862 die Farmer vielfach zwang, ihre Baumwollkulturen aufzugeben. Seitdem hat sich dieser „Picudo“ immer mehr verbreitet und jetzt die feine Sea-Island-Wolle fast ganz vernichtet. Die Farmer, die 1912/13 noch eine wahre Glücksernte von 12 138 000 Ballen hatten und dadurch alle Sorgen der Industrie zerstreuten, wenden sich dieser Schäden wegen wieder mehr und mehr der allgemeinen Landwirtschaft zu, die nicht so hohe Arbeitslöhne fordert, sind doch die Unkosten für ein Pfund Baumwolle jetzt um das Zwölffache gestiegen. Um das Unglück vollzumachen, beginnen auch die Baumwollpflanzen zu entarten, was sich vor allem in der ständig abnehmenden Faserlänge gerade der besten Sorten zeigt. Der Boden ermüdet eben rasch durch ihren Anbau, und dazu hemmte auch der Krieg die Kalizufuhr, deren die Baumwolle bedarf. Diesen Umstand suchen die Franzosen für die elsässischen Kaliwerke auszunützen, doch rächt sich jetzt die Ausweisung der mit dem Abbau wohlvertrauten Arbeiter. So dürfte Deutschland seiner Kalischätze wegen denn bald wohl mehr als je umworben sein, für uns ein wahres Glück, da schließlich bei der fortschreitenden Entwertung unseres Geldes jede Zufuhr stocken müßte.

Auch Indiens Ausfuhr, die bei der unzweckmäßigen Art und Weise der Bewässerung seiner Baumwollfelder stets schwankend war, hat sich verringert, und zwar vor allem durch den gewaltigen Mehrbedarf, der dadurch eintrat, daß die Eingeborenen, die früher barfuß liefen, jetzt Schuhe und Strümpfe tragen. Und in Ägypten vollends weigern sich die Pflanzer, die hohe Pacht zu zahlen, und verlangen, daß die Besitzer einen Teil der ungeheuren Mehrkosten übernehmen. Die Arbeitslöhne stiegen der-

art, daß viele lieber Zuckerrohr anpflanzen, für das die Regierung auf Jahre hinaus hohe Einnahmen garantiert Es bietet sich gegenwärtig überall dieselbe Erscheinung der ungesundesten Preistreiberei, ohne daß die Löhne die noch viel rascher steigenden Lebenserfordernisse je erreichen; ein Bild, das an Hagenbecks Schildkrötenwettlauf erinnert. Bei diesem originellen Sport suchen die Kinder ihre seltsamen Reittiere durch einen Köder, den sie von einem Stäbchen herab vor deren Schnauze baumeln lassen, und die das Riesenvieh natürlich gern erschnappen möchte, zu immer schnellerem Laufe anzureizen. Das schwerfällige Kriechtier ist eben schwer auch von Begriffen, zur Freude derer, die drauf reiten. Doch Scherz beiseite! Die Aussichten der Baumwollzufuhr sind für die nächsten Jahre umso niederdrückender, als die Reserven in Europa und Asien erschöpft sind. In England fürchtet man das Schreckgespenst des Baumwollhungers, womit man jenen Tiefstand in der Belieferung meint, wie er seinerzeit durch den unglückseligen Bürgerkrieg der Nord- und Südstaaten (1861 bis 1865) eintrat, der unsägliches Elend über die Textilarbeiter und Milliardenverluste brachte. Nachdem die Schmach der Menschheit, die Sklaverei, um derentwillen dieser Krieg entbrannte, da die Südstaaten sie für ihren Plantagenbau für unentbehrlich hielten, in Strömen Blutes abgewaschen war, nahm Amerika die Baumwollkultur mit Feuereifer wieder auf, doch erst im Jahre 1873 wurde diese schwere Erschütterung überwunden, und es lieferte nun mehr Baumwolle als je zuvor. Wie damals wird sich auch jetzt der Preis in ungeahnten Höhen bewegen und die Industrie gleich manchem, der einst bessere Tage kannte, von der Hand in den Mund leben müssen. Das aber zwingt vor allem uns bei dem Tiefstande der Valuta zu

größter Sparsamkeit. Der einzelne muß deshalb darauf sinnen, seine baumwollenen Schätze möglichst lange zu erhalten, indem er vor allem zu scharfe Seifen und deren fragwürdigen Ersatz vermeidet. Der Fabrikant dagegen sollte zum Wohl der Allgemeinheit mehr denn je darauf bedacht sein, die Haltbarkeit der Fasern nicht zu gefährden und alle unnütze Verteuerung zu unterlassen. Dazu gehört auch besonders die Appretur der Stoffe, die letzten Endes doch nur der „Verschönerung" und dem Verdecken von Fehlern dient und verlorene Liebesmühe ist, da diese Zurichtung meist schon beim ersten Waschen wieder schwindet. Weiterhin ließen sich doch wohl der zarte Filz, wie ihn etwa die Pappel und das Wollgras bieten, als Polstermaterial und Watte brauchen oder zur Herstellung von Schießbaumwolle als dem Ausgangspunkt so mancher Industrie verwerten. Vor allem aber sollten unsere einheimischen Gespinstpflanzen möglichst zu Ehren kommen, um den Bedarf an teurer Baumwolle etwas herabzusetzen. Die Nachfrage wird gleichwohl ungeheuer sein.

Die schärfsten Zähne

Von Dr. Ludwig Staby

Fragt man, welches Tier die schärfsten Zähne hat, so wird man die verschiedensten Antworten erhalten. Der eine denkt an die großen Raubtiere: Löwen und Tiger, die mit ihrem Gebiß die stärksten Knochen zersplittern, der andere hält das Gebiß der Wölfe und Hyänen für das stärkste, und wieder andere werden den Zähnen der Nagetiere die größte Schärfe zuerkennen. Bedenkt man, wie leicht das Eichhörnchen die Schale einer steinharten Nuß zerbricht, oder wie der Biber in kurzer Zeit einen Baumstamm zernagt, so ergibt sich, daß die Zähne dieser Tiere ungewöhnlich scharf sein müssen. Auch manche Fische besitzen große Kraft in ihren Kiefern und Zähnen. Der Hai zerreißt mit seinem fürchterlichen Gebiß, in dem spitze, dreieckige Zähne in mehreren Reihen hintereinander stehen, jede Beute, die ihm in den Rachen gerät, und auch der Schwertfisch hat ein überaus scharfes Gebiß, mit dem er den Riesenwalen ganze Fleischteile bei lebendigem Leibe aus dem Körper reißt. Aber auch andere, kleinere Fische haben starke Zähne. Auf meinen Fahrten in den nördlichen Meeren habe ich oft gesehen, daß ein gefangener Austernfisch nicht nur mit einem Biß die Stiefel eines Matrosen, die aus fast fingerdickem Leder angefertigt waren, durchbiß, sondern auch eine ihm hingehaltene dicke Holzplanke so kräftig mit den aus dem Maule hervorragenden Zähnen erfaßte, daß sie tief in das Holz eindrangen. Dieser Fisch ernährt sich von Austern und anderen Muscheltieren, deren Schalen er mit seinen Zähnen zermalmt.

Beachtenswert sind die Zerstörungswerkzeuge im Munde

mancher kleiner Insekten. Die Larven einiger Käfer und Hartflügler bohren mit ihren scharfen Kiefern lange Gänge und Röhren durch das harte Holz der Bäume, sie zernagen das Innere von Ästen und Stämmen und richten dadurch großen Schaden an. Ähnliche scharfe Beißwerkzeuge haben manche Ameisenarten, vor allem die Termiten; diese Tiere, die meist im Finstern zerstörend tätig sind, dringen in die Balken und andere Holzbestandteile der Häuser ein, zerfressen das Innere von Balken und Streben derartig, daß oft ganze Häuser plötzlich zusammenstürzen.

Es kommt während des Sommers zuweilen vor, daß große, stahlblaue, wespenartige Tiere in einem Wohnraum erscheinen, die unter lautem Gebrumm hin und her schwirren und, sobald sie ein geöffnetes Fenster finden, davonfliegen. Wie kamen nun diese Insekten in das Zimmer? — Bei genauer Untersuchung kann man in der Bedielung oder in den Balken kreisrunde kleine Löcher finden, aus denen die Holzwespen ausgeschlüpft sind. Mit den Brettern und Balken gelangen die Larven dieser Hautflügler aus dem Walde in die Häuser und graben ihre Gänge im Holze weiter, verpuppen sich schließlich, und wenn die Zeit gekommen ist, entsteigen den Puppen die Holzwespen, deren erste Arbeit es ist, sich aus dem engen Gefängnis zu befreien. Unermüdlich zernagt das Tier das Holzwerk in einem langen Gange, der es schließlich an die Oberfläche des Balkens und damit in die Freiheit führt. Von den Holzwespen haben wir zwei Arten, die Kiefernwespe und die Riesen- oder Fichtenholzwespe. Die letztere, die drei bis vier Zentimeter lang wird, hat einen stahlblauen, mit schwarzen Haaren besetzten Körper. Sie gleicht täuschend der gefürchteten Stechwespe, da ihre Fühler, Beine und Hinterleib gelb gefärbt sind; von Unkundigen wird sie

daher fast immer als eine der giftigen Stachelträgerinnen angesehen und ängstlich gemieden, trotzdem sie ganz harmlos ist. Im Herbst legen die Weibchen der Holzwespen ihre Eier in die Splintschicht einer Kiefer oder Fichte. Die sich entwickelnden Larven fressen nun, immer größer werdend, durch lange Monate ihre Gänge durch das Holz, bis sie sich verpuppen. Es ist erstaunlich, mit welcher Kraft und Zähigkeit sich die Holzwespen nach der Verpuppung aus ihrem hölzernen Gefängnis herausgraben. Ob das Holz nur wenige oder viele Zentimeter Dicke hat, ist ihnen gleichgültig, sie bohren solange ihre Gänge, bis sie ans Tageslicht gelangen. Es ist häufig vorgekommen, daß Holzwespen in Holz eingeschlossen waren, das man später mit einer starken Metallwand umkleidet hatte. Wenn nun auch die Tiere eine Eisen- oder Stahlwand nicht durchbohren können, so bietet doch eine Bleiwand ihren Zähnen kein unüberwindliches Hindernis, sie zernagen das Metall und bohren kreisrunde Löcher hindurch. In Lyon war die Bleibedachung eines Krankenhauses undicht geworden; als man näher nachforschte, fand man in den Platten zahlreiche, von Holzwespen gebohrte Löcher. In der Münze in Wien wurden vier bis fünf Zentimeter dicke Bleiplatten eines Kastens von Wespen durchlöchert, und gleiches geschah mit den Wänden der Bleikammern in der Schwefelsäurefabrik in Freiberg. Das merkwürdigste Beispiel aber wurde nach dem Krimkriege beobachtet; ein mit Patronen gefüllter Kasten war an vielen Stellen von Holzwespen durchbohrt worden und zwar hatten die Tiere nicht nur durch die Patronenhülsen, sondern selbst durch die Bleigeschosse in ihrer ganzen Länge und Breite Gänge gebohrt.

Mannigfaltiges

Der Blitz und die Mode

Nachdem Benjamin Franklin den Blitzableiter erfunden hatte, gerieten einige Naturforscher auf den Gedanken, daß die Frauen in geradezu lebensgefährlicher Weise angezogen seien. Der Engländer Brydone schrieb eine Abhandlung, in der er den Standpunkt vertrat, die Damen müßten einen — Blitzableiter auf dem Kopf haben. Im achtzehnten Jahrhundert war es Mode, ungewöhnlich große Hauben, hutartige Gebilde, zu tragen, die ein Gerippe von Eisendraht besaßen. Dazu kam noch, daß die Perücken zu ihrer Befestigung zwanzig bis dreißig Zentimeter lange Stecknadeln erforderten. Mister Brydone behauptete, diese beiden von der Mode geforderten Zurüstungen seien als „gefährliche elektrische Ableiter zu betrachten, die so angeordnet wären, daß sie das Feuer des Dunstkreises notwendig sammeln müßten". Ernsthaft erklärte er: „Man stelle nur die Absätze an den Schuhen der Damen aus einem elektrischen Körper her, verlängere den Mützendraht sowie auch die Stecknadeln noch ein wenig, so wird man bald sehen, daß unsere Damen Funken von sich sprühen. Wie viel hat das Frauenzimmer zu befürchten, wenn es den Kopf mit Eisendraht umgibt und sich dazu noch in Seide kleidet, welche die elektrische Materie wieder zurückstößt! Der Leib ist auf diese Art vollkommen so eingerichtet, wie man es zu machen pflegt, wenn man den Blitz durch Ableiter anziehen will."

Der Gelehrte sah voraus, daß man nicht wagen würde, sich der herrschenden Mode zu entziehen, und schlug deshalb vor, die Damen sollten als Sicherungsmittel einen Draht oder eine Kette tragen, die sie bei Gewittergefahr nach Gefallen an- oder ablegen könnten. Diese Kette müßte von der Kopfbedeckung bis auf die Erde herabhängen, um für den Blitz als Ableiter zu dienen.

Als Beweis für die große Gefahr, in der sich die Damenwelt befände, führte er einen Fall an, da eine Frau bei einem schweren Gewitter beinahe umgekommen wäre. Sie stand am offenen Fenster.

Ein Blitz wurde durch den in der Mütze befindlichen Draht angezogen und die Kopfbedeckung in Asche verwandelt. Dann fuhr der Blitz in die nahe befindliche Mauer.

So sehr sich auch besorgte Gemüter ereiferten, die Damen trotzten dem Geschick. Lieber sollte der Blitz in ihre Hauben fahren, als daß sie gewagt hätten, der Mode zu entsagen. F. Bo.

Phantastische Urteile über die weiße Rasse

Man hat während des Weltkrieges in bewußter Absicht die ungeheuerlichsten Lügen in aller Welt verbreitet, um uns bei allen Völkern verächtlich und unmöglich zu machen. Manche dieser Entstellungen erschienen so plump und albern, daß kein Mensch bei uns glauben mochte, daß sie irgendwo ernst genommen worden wären. Bedenkt man aber den geistigen Zustand mancher Völker, so wird man doch einsehen, daß dieser Lügenfeldzug siegreich werden konnte. So erzählte im Jahre 1891 der deutsche Missionar O. Schultze, der in China lebte, einige kleine Züge, aus denen hervorgeht, wie die gelben Leute über die „fremden Teufel" denken. So wunderte sich einer darüber, daß die Europäer die chinesische Sprache beherrschten. Da erklärte ihm ein Landsmann: „Wie sollte es nicht möglich sein? Er trinkt doch unser Wasser: selbstverständlich muß einer die Sprache eines Landes verstehen, wenn er das hiesige Wasser trinkt. Kommt unsereiner ins Ausland und trinkt dort das fremde Wasser, dann spricht er auch die dortige Mundart."

Der ungebildete Chinese hatte ein altes Sprichwort mißverstanden und wörtlich genommen, war aber überzeugt davon, daß die Fremden auf so leichte Art Chinesisch sprechen lernten.

Daß jedes Volk der Erde seine Sprache für die schönste hält, ist leicht begreiflich. Warum sollte das also in China anders sein.

So äußerte sich denn auch ein Chinamann: „Unsere Sprache ist doch die schönste, man kann die fremdländischen Sprachen gar nicht damit vergleichen. Ich hörte einmal zu, wie zwei Fremde miteinander plauderten. Das war höchst lächerlich. Nichts war zu verstehen, ich hörte immer nur: ‚tit tit, tut tut; tit tit, tut tut', das kann doch kein vernünftiger Mensch verstehen!"

Den Chinesen ist es schwer verständlich, daß die Männer der weißen Rasse Bärte tragen. Fragt einer, woher es wohl komme, daß diese Teufel alle Bärte haben, so erhält er zur Antwort: „Weißt du denn nicht, daß sie schon mit Haaren im Gesicht zur Welt kommen?" Diese Erklärung erscheint jedermann glaubhaft, dort wenigstens, wo man noch kein europäisches Kind gesehen hat. Dann allerdings wird man nachdenklich und ein kluger Chinese versucht nun das Problem auf andere Weise zu lösen und sagt: „Mit den Bärten dieser Leute hat es eine andere Bewandtnis. Ich will es euch sagen. Denkt euch einmal, wie das beim Vieh ist. Hat das Vieh Hörner, dann fehlen ihm die Zähne im Oberkiefer, denn was die Natur zum Wachsen der Hörner braucht, das fehlt dann für die Zähne. So ist's beim Ochsen und der Kuh. Hat das Vieh aber zwei Reihen Zähne, dann fehlen die Hörner; so ist's beim Pferd. Bei den Kopf- und Barthaaren der Menschen verhält es sich ähnlich. Wir haben Zöpfe, daher ist unser Bartwuchs schwach; die fremden Leute sind am Haupt kurzhaarig und deshalb wächst ihnen ein langer Bart. So ist das zu erklären. Alles hat seine Gründe und Gesetze!"

Der gute Chinese kümmert sich nicht weiter darum, einmal zu prüfen, ob die Kuh und der Ochse etwa gar zwei Reihen Zähne haben. Das wäre auch zu viel verlangt. Man ist zufrieden, etwas Ungewöhnliches auf so einfache Weise erklären zu können. Und manche volkstümlichen Lösungen eigenartiger Erscheinungen fallen auch bei uns nicht klüger aus als in China.

Wunderlich klingt die Behauptung, die weißen Fremdlinge hätten g r ü n e Augen. Auch dies erklärt man sich im Reich der Mitte ohne Schwierigkeiten und sagt: „Die Fremden haben E r d- a u g e n, wir aber haben W a s s e r a u g e n. Wir durchschauen deshalb auch nur das Wasser; sie aber können sieben Fuß in den Boden sehen. Die Schätze der Erde sind ihnen wahrnehmbar; daher stammt auch ihr Reichtum." Kaum ist das ausgesprochen, da findet sich ein gelber Mann, der diese Weisheit bestätigt: „In der Stadt Hinnen wollte ein Fremder einen Laden mieten, denn er hatte gesehen, daß sich im Boden dieses Ladens eine goldene Kröte aufhielt; die wollte er fangen. Rechtzeitig wurde das ruch-

bar, so daß er den Laden nicht bekam." Was mit der märchenhaften goldenen Kröte geworden ist, davon erzählte der gute Mann nichts, denn es war ihm ja auch nur darum zu tun, die Fremden zu charakterisieren.

Die Chinesen pflegen zum Rechnen ein Rechenbrett zu benützen; da nun die Europäer solche Apparate nicht verwenden, sucht man auch dafür eine Erklärung. So erzählte ein Chinese: „Die Fremden gebrauchen ihre — Füße zum Rechnen; wir betreiben diese Kunst mit den Händen, sie mit den Füßen. So ging einer auf einem Bergrücken hin und her, blieb plötzlich stehen und hob einen dicken Stein auf, betrachtete ihn eine Weile und warf ihn wieder weg. Ein Knabe, der die Kühe hütete, vermutete, in diesem Stein müsse was stecken, wenn auch nicht das, was der Fremde suchte, sonst hätte der ihn nicht wieder fortgeschmissen. Er nahm den Stein mit heim, zerschlug ihn und fand einen Taschenkrebs darin. Der Fremde mit den Erdaugen hatte es wohl gesehen, was sich in dem Stein verbarg. Ja, nur um Schätze zu heben, kommen sie zu uns."

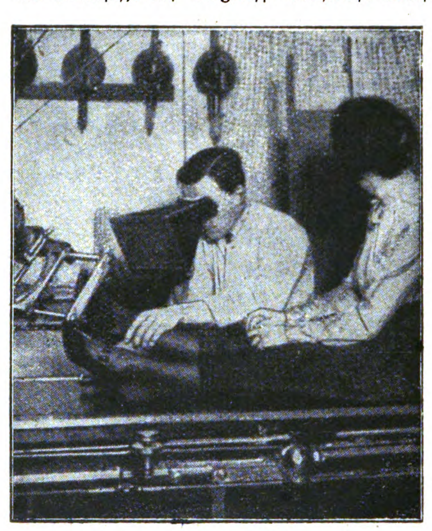
Die Chinesen haben keine Spazierstöcke; ältere Leute gehen mit einem langen Bambusrohr; wozu man aber einen Spazierstock brauchen sollte, erscheint durchaus rätselhaft. So glauben sie, ein solcher Stock sei entweder das Zeichen einer Würde, oder er diene zum Zaubern. Wie und wozu die Europäer zaubern, ja daß sie sogar ihre ärztliche Tätigkeit als Operateure nur ausüben um Zaubermittel zu erlangen, für die man in Europa große Summen bezahlt, darüber wissen die gelben Leute unendlich viel und Schauriges zu fabeln.

Diese wenigen Proben mögen genügen, um die Leichtgläubigkeit der Chinesen darzutun. Man kann sich nun vorstellen, wie leicht es war, diesen Menschen die knüppeldicksten Lügen aufzutischen. Und wir dürfen glauben, daß unsere Feinde nicht zurückhaltend gewesen sind, Verdächtigungen zu erfinden und den Haß zu schüren. Fanden sie dabei bei gebildeten Chinesen auch nicht überall offene Ohren, so nahm doch die große Masse solche Geschichten um so williger als Wahrheit, weil man in diesen Kreisen gern glaubt und weiter erzählt, was die Fremden herabsetzt und

gegen die Einheimischen möglichst tief in den Schatten stellt. Zu den schweren Friedensarbeiten gehört künftig die Aufgabe, solche bewußt verbreiteten Schwindeleien wieder auszutilgen. O. Sch.

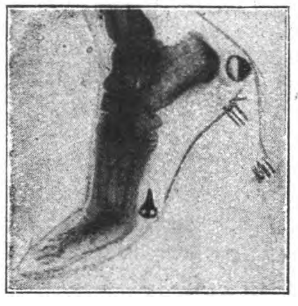
Schmugglerkniffe

Nichts reizt die Menschen so sehr und macht sie erfinderisch als der Wunsch, auf möglichst mühelose Weise Geld zu erraffen. An sämtlichen staatlichen Grenzen sind für den Verkehr mit zahlreichen Waren Zölle zu entrichten, und profitgierige Schmuggler setzen alles daran, diese Schranken zu umgehen. Je höher die Sätze für gewisse Banngüter sind, umso mehr versucht man sie unverzollt einzuführen. In allen großen Kriminalmuseen nehmen die Abteilungen, in denen gezeigt wird, auf welche Weise die Schmuggler vorgehen, keinen geringen Raum ein. Sind den Zollbeamten gewisse Kniffe einmal bekannt, dann fällt es schwer, sie damit weiterhin zu übertölpeln. Die lichtscheuen Elemente haben es dann nicht leicht, neue Praktiken auszuhecken, die einigermaßen sicheren Erfolg versprechen. Seit unsere Geldverhältnisse so beklagenswert geworden sind, versucht man mit allen erdenklichen Pfiffen Gold über die Grenzen zu schmuggeln. Von jeher verbarg man wertvolle Bannware, die geringen Raum einnahm, zwischen



Untersuchung der Schuhe durch einen Zollbeamten.

den Sohlen der Schuhe oder doppelten Lederlagen von Reisetaschen und Koffern. Entstand bei den Zollbeamten ein Verdacht dieser Art, dann mußte man solche Stücke teilweise durch Öffnen mehr oder weniger weitgehend zerstören. Ergab sich dann kein Erfolg, so mußte Ersatz dafür geleistet werden. Nun ist man bei den Zollämtern durch die Untersuchung mittels Röntgenapparaten vor derartigen Irrtümern geschützt. Die Durchleuchtung läßt sofort erkennen, ob metallische Schmuggelware im Stiefel verborgen ist oder nicht. Auf unserem Bild sieht man im Absatz die Nägel, aber auch zwei im Schuh versteckte Ringe mit Edelsteinen. Man kann sich leicht vorstellen, daß die Schmuggler an der Durchleuchtung mit Röntgenstrahlen wenig Freude haben. W. Olb.



Die bei der Röntgendurchleuchtung im Schuh entdeckten Ringe.

Ein indischer Quacksalber

Man kann die Einflüsse der Europäer auf die Angehörigen fremder Völker am leichtesten dort feststellen, wo sich Handelsinteressen berühren. Die europäischen Meister der Kunst, auf möglichst geschickte Art und mit geringstem Aufwand von Kapital viel Geld zu verdienen, finden in den Einheimischen bald gelehrige Schüler, und nicht selten ist es, daß diese ihre Vorbilder noch übertrumpfen. Ein indischer Apotheker in Tanjore empfahl vor etwa zwanzig Jahren ein Universalmittel gegen die Pest, das er Karunananta-Senthura-Sanjiwi-Pillen nannte, das heißt: der ewig Barmherzige, Leben Schaffende. Der wackere Salbenschmierer versicherte, der Besitzer des Geheimnisses dieses Heilmittels sei der Rischi (Heilige) Karunananta. Liest man die Anpreisung des indischen Schwindlers, so überrascht das Gemisch von europäischer Reklameplumpheit und indischer „Frömmig-

keit", und man gewinnt den Eindruck, daß der indische Pillendreher die englischen Zeitungsanpreisungen mit Gewinn studiert hat. Die Vermengung von Religion und Geschäft wirkt geradezu grotesk. Die Anpreisung beginnt mit den Worten eines Gottes: „Mein Freund, der du bestimmt bist, mit einem Körper, in dem eine Menge Infusorien hausen, zu leben, fürchte dich nicht, so lange ich, Sanjiwi, in dieser Welt bin. Mein Name ist ein Schrekken für alle Krankheiten. Sei getrost!

Mein Freund, der du an der schrecklichen Seuche, Pest genannt, leidest, ich garantiere dir, daß ich dir eine Quelle des Trostes, der Freude sein werde, selbst wenn alle Ärzte der Welt dich aufgegeben und dein Leiden hoffnungslos genannt haben. Sogar im letzten Augenblick, wenn die Seele sich vom Körper trennen will, kann ich neues Leben in dich einströmen lassen und deine Schmerzen lindern. Ich bin der lebenspendende Vater von Millionen. Um deinetwillen bin ich der tödliche Feind Yamas, des Gottes der Unterwelt, und seiner Helfershelfer. Die Länder werden mich deshalb loben und die Inseln preisen. Wenn du Zuflucht suchend eilen würdest zu der gnädigen Gottheit, die zwischen uns Freundschaft zustande gebracht hat durch die Wirkung der Karunananta-Senthura-Sanjiwi-Pillen, die mit Recht genannt werden ‚Nothelfer', deine Sorgen würden zergehen und du würdest voller Wonne und Seligkeit sein. Das ist die Wahrheit, die ganze Wahrheit, nichts als Wahrheit."

Auch den Kniff erlernte der indische Schwindler von seinen Lehrmeistern, diese dreifach bekräftigte „Wahrheit" durch Zeugnisse von „Geheilten" zu verstärken, die dem Reklamewisch beigefügt sind.

Es wirkt überraschend, daß der Quacksalber noch ausdrücklich bemerkt, die an der Pest erkrankten „Freunde" möchten „zu dem Allmächtigen beten, denn er allein kann uns befreien von dieser schrecklichen Seuche, welche zweifellos eine Strafe ist für unsere Sünden. . . . Es ist unser ernstliches Gebet, daß der gnädige Gott durch dieses Heilmittel euch Leben und Gesundheit schenken und Schmerz und Leiden von euch abwenden möge."

Dieser indische „Apotheker" ist ein gelehriger Schüler des

Abendlandes und ein Mensch, der seine Scham überwunden hat, sonst würde er nicht gewagt haben, religiöse Empfindungen und das ordinärste Geschäft so miteinander zu verkuppeln. Fast möchte man glauben, daß er in Kompanie mit einer europäischen Gesellschaft gearbeitet hat, um aus der Not der Armen möglichst hohen Gewinn zu ziehen. A. B.

Unnötige Rohstoffvergeudung bei Kerzen

Im Beleuchtungswesen bestehen noch immer Schwierigkeiten, weshalb häufiger als früher Kerzen gebrannt werden. Die zur Herstellung dieses Beleuchtungsmittels nötigen Rohstoffe sind zurzeit immer noch nicht in genügender Menge vorhanden, und die Kerzen stehen deshalb hoch im Preis. Nun sollte man denken, daß bei der Fabrikation alles geschieht, um den Kernstoff der Kerzen im Brand möglichst auszunutzen. Dies ist jedoch nicht der Fall, wie Dr. A. Moye in der „Umschau" kürzlich nachgewiesen hat. Die gewöhnliche Paraffin- oder Stearinkerze ist zu dünn. Gewiß hat man oft beobachtet, daß an der brennenden Kerze das geschmolzene Paraffin oder Stearin herunterläuft, die Kerze verbrennt einseitig, und der Leuchter wird beschmutzt. Dadurch wird ein Teil des Brennstoffes seiner wirtschaftlichen Verwendung entzogen, ein Umstand, der bei der Stoffknappheit und dem Preis der Kerzen ernstlich in Betracht kommt. Die Riefen, welche sich an den Paraffinkerzen befinden, sind wahrscheinlich deshalb angebracht worden, damit der ablaufende Stoff darin haften soll. In gleicher Absicht sind in den Kerzen senkrecht angeordnete Kanälchen angebracht worden, die jedoch bald verstopft werden, so daß nun der Ablauf wieder nach außen erfolgt. Der Fehler liegt in dem zu geringen Umfang der Kerze. Der den geschmolzenen Rohstoff umschließende Kerzenrand wird bei der dünnen Kerze von einer für den geringen Umfang zu großen Menge strahlender Wärme der Flamme erreicht. Dies ist um so mehr der Fall, je dicker der Docht und je breiter also die Flamme und je weniger leicht verbrennlich der Docht, je höher also die Flamme ist. Deshalb gebe man der Kerze einen größeren Durchmesser, ohne den Docht zu verstärken, und bringe Kerzendurchmesser und Docht-

stärke in das leicht durch Versuche zu erprobende Verhältnis zueinander, bei welchem das vorzeitige Abschmelzen des Randes unter gewöhnlichen Umständen vermieden wird. Über ein gewisses Maß darf aber der Durchmesser der Kerze nicht hinausgehen, weil sonst die Flamme zu tief in die Kerzenmitte einsinkt. Bei der Herstellung der für das Schlafzimmer gebräuchlichen Nachtlichter aus Kerzenmasse, die nicht auf Öl schwimmen, ließ man sich von der Einsicht leiten, daß bei dem gewählten Durchschnitt und der verhältnismäßig geringen Dochtstärke ein langsames Brennen bei entsprechend geringem Verbrauch und schwachem Licht erzielt wird.

Beachtenswert ist, daß die dicken Kerzen, wie sie für Rauchtische in den Handel gelangten, den oben aufgestellten Forderungen entsprechen. Sie sind jedoch als „Luxuskerzen" versteuert worden. Dr. Moye bemerkt mit Recht: Man hat also gerade da, wo es am wenigsten darauf ankommt, diejenige Verbesserung eingeführt, die man in erster Linie für die große Menge der gewöhnlichen Beleuchtungskerzen wünschen und aus volkswirtschaftlichem Grunde fordern muß. Das Zweckmäßige und Stoffsparende soll dem großen Ganzen, nicht dem Luxusbedürfnis allein zugute kommen.

Man sollte deshalb dünne Kerzen nicht kaufen und überall darauf hinweisen, daß die zweckwidrige geringe Stärke wirtschaftlich im kleinen, noch mehr aber bei einem Millionenverbrauch im großen unnötige Verluste mit sich bringt. Eine Fabrik, die es sich zur Aufgabe machte, hier bessernd einzugreifen, könnte leicht streng sachlich nachweisen, daß nicht die billigere dünne, sondern die entsprechend teuere, dicke Kerze die Bezeichnung: „Sparkerze" zu führen berechtigt ist. D. Bre.

Folgen des Geisterglaubens

Wir zitieren heute wieder einmal Geister, photographieren sie sogar, und „alle Welt" faselt von übernatürlichen Erscheinungen, als gebe es gar keinen Zweifel an ihrer Existenz. Daß diese Schwätzereien nicht mehr so albern sind, als sie in bäuerlichen

Spinnstuben vor hundert Jahren geführt wurden, macht diese Albernheiten eher noch trauriger.

Etwa um das Jahr 1760 glaubte man in Sachsen allgemein daran, daß um Mitternacht gespenstische schwedische Reiter in blauen Röcken und roten Aufschlägen umherschweiften. Diese „Geister" trieben nach der Überzeugung der Leute an der Elbe seit dem Dreißigjährigen Kriege ihr Wesen. Sogar vor Gericht gaben Bauern an, die Geister seien in der Nacht an den Häusern vorbeigeritten. Im Jahre 1757 habe man ein ganzes Heer dieser Schwedengeister samt Pferden und Gepäck gesehen und diese Erscheinung als Kriegsvorboten gedeutet.

Anfang 1760 ging am Nachmittag ein Bauer mit seinen zwei Söhnen nach seinem Felde, um das Eis in einem Graben aufzuhacken, der um den Acker gezogen war. Unterwegs trafen sie an einer Mühle mit einem anderen Bauern zusammen, der auch auf seinem Acker arbeiten wollte. Sie hackten, bis es dunkelte, und setzten sich dann, um ein wenig auszuruhen, unter einen Baum. Einer der Bauern trug eine Flasche mit Schnaps bei sich und bot dem anderen und dessen Söhnen einen Trunk an. Die Jungen nahmen einen Schluck und gingen dann heimwärts. Die Alten blieben sitzen und tranken weiter. Nachdem ihnen der Fusel zu Kopf gestiegen war, fingen sie an, von den Geistern zu faseln, und redeten sich allmählich so in Eifer, daß es ihnen schien, sie wären von Gespenstern umringt und müßten sich durchschlagen, um mit heiler Haut heimzukommen. Schwer betrunken schlugen sie aufeinander los, bis der eine nicht mehr zu sehen war. Der andere hatte bei der Keilerei seinen Stock zerbrochen und seines Gefährten Hut von ungefähr an der Erde liegend gefunden; da glaubte er, die Gespenster verjagt zu haben und hielt den gefundenen Hut für eine Beute, die von den Geistern liegen geblieben sei. Mit dem Siegeszeichen wanderte er ins Dorf und kehrte im Hause seines Freundes ein, auf den die Frau und die Söhne bisher gewartet hatten. Er trat in die Stube und rief: „Die Teufel wollten mich ins Wasser treiben, ich hab' aber einem mit dem Stock so viel gegeben, daß er das Aufstehen vergessen soll." Als er den Hut vorzeigte, begriffen die Leute, was geschehen war. Sie liefen auf

den Baum zu und fanden dort den Vater auf der Erde. Er war totgeschlagen.

Am andern Tag, wieder nüchtern geworden, beklagte der Bauer die schlimme Tat. Vor Gericht sagte er aus, es sei ihnen in der Nacht beiden so vorgekommen, als ob lauter Gespenster zu Pferde vor ihren Augen geschwebt wären, und da sie geglaubt, es könne ihnen übel ergehen, hätten sie sich entschlossen, sich zu wehren. Mitten in der Abwehr habe er seinen Gefährten auf einmal nicht mehr gesehen. Nachdem die Gespenster weggewesen wären, habe er einen Hut gefunden, den er mitgenommen hätte. Dann habe er seinen Freund aufsuchen wollen, der gewiß vor ihm durchgekommen sei.

Es war ortsbekannt, daß die alten Bauern ein Leben lang als Blutsverwandte gut miteinander gelebt hatten. So konnte nicht angenommen werden, daß sie in Streit miteinander geraten wären und sich gegenseitig geschlagen hätten. Alle Umstände sprachen den Bauern von einem bösen Vorsatz frei. Daß er betrunken war, ließ sich durch Zeugen feststellen. Damals galt Trunkenheit nicht als wesentlicher Milderungsgrund eines in mehr oder weniger besinnungslosem Zustand begangenen Verbrechens oder Totschlags. So mußte der alte Bauer seinen Gespensterglauben mit zehnjähriger Karrenstrafe büßen. D. K.

Wie einer zwölf Mann einseifte

Der seinerzeit berühmte Schauspieler Haase erzählte folgenden Scherz: Ich wohnte einmal in einem vielbesuchten Hotel einer süddeutschen Stadt. Damals hatte ich viel Geld, und wenn mir dieses nicht fehlt, bin ich der glücklichste Mensch und zu allen Scherzen aufgelegt. Auf einer Provinzbühne hatte ich als Gast einen Barbier zu spielen und war mit allem, was zu dieser Rolle gehört, versehen. So klopfte ich denn eines Morgens, mit den nötigen Utensilien versehen, im ersten Stockwerk des Gasthauses, wo ich logierte, rechts und links an den Türen an und rief: „Barbier gefällig?" Ein Dutzend Herren nahmen mich an, und ich seifte sie nacheinander kunstgerecht ein. War ich so weit, dann rief ich jedesmal: „Ich hab' auf Nummer soundsoviel

mein Messer liegen lassen, gleich bin ich wieder da." Damit lief ich hinaus. Nachdem so das Dutzend glücklich eingeseift war, warf ich meine Perücke ab, wechselte den Rock und seifte mich selber ein. Mittlerweile war den eingeseiften Hotelgästen die Zeit zu lang geworden, sie liefen aus ihren Zimmern in den Flur und schrien nach dem Barbier. Ich mischte mich unter sie und lärmte und tobte am ärgsten von allen. Der Wirt, die Kellner, die Stubenmädchen und eine Masse anderer Gäste eilten herbei; ja sogar die Barbiere, die im Hotel sonst regelmäßig die Leute bedienten, stellten sich ein und beteuerten ihre Unschuld. Ein unbeschreibliches Gelächter erscholl bei dem Anblick der dreizehn Eingeseiften. Ich war der Wütendste, und der Wirt bemühte sich vergebens, mich zu besänftigen. Man fragte, riet und forschte eifrig hin und her, aber keinem gelang es, das Geheimnis zu ergründen. Wohlweislich behielt ich es noch lange für mich, bis ich es erzählte. H. H.

Prozeß um ein Spielzeug

Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts geriet die löbliche und ehrbare Schneiderzunft der Stadt Meißen in Sachsen in nicht geringe Aufregung. Auf dem Weihnachtsjahrmarkt der Stadt war ein auswärtig wohnhafter Drechsler erschienen, der allerlei Spielzeug für die Kinder verkaufte. Darunter befanden sich kleine hölzerne Böcke, auf denen ein Schneider saß, der eine Schere in den Händen hielt; wenn man an einem Faden zog, so ging die Schere auf und zu. Da dieses Spielzeug für die Meißener neu war, entstand ein ziemlicher Zulauf; fast jedermann wollte das hübsche Spielzeug besitzen. Die Schneiderzunft empfand die Verspottung ihres Gewerbes höchst unangenehm und forderte den Verkäufer dieser Ware auf, sie aus seinen Vorräten zu entfernen. Da der Drechsler nichts davon wissen wollte und das Spielzeug weiter zur Schau stellte, erhob die Zunft Klage wegen Beleidigung. Nun wies der Hersteller dieses ärgerniserregenden Spielzeuges nach, daß er seit einunddreißig Jahren solche Böcke samt Schneidern und beweglicher Schere herstelle und damit auf Messen und Märkten sein Geschäft mache; noch

nie habe man ihn daran zu verhindern gesucht, dieses Spielwerk zu verkaufen.

Der Prozeß durchlief verschiedene Instanzen, denn die Zunft wollte sich durchaus nicht zum Gespött der Leute machen lassen. Endlich wurde ein Spruch verkündet, wonach der Drechsler seine „Schneiderböcke samt Reiter und Schere“ ohne Widerspruch überall verkaufen durfte. Als er wieder nach Meißen kam und den Markt bezog, konnte er von dem Spielzeug gar nicht genug beschaffen. Die Schneider aber wurden überall ausgelacht. H. Fen.

Was ein Komma ausmacht

In einer kleinen deutschen Stadt erschien eines Tages der Schulinspektor. Er suchte den Bürgermeister auf, um sich mit ihm in die Stadtschule zu begeben. Dem Ortsobersten kam die Prüfung nicht gelegen, und so brummte er vor sich hin: „Der Esel hätte auch daheim bleiben können.“

Der Schulmann ließ sich nicht merken, daß er diese Grobheit gehört hatte, und wartete, bis sein Begleiter mit ihm ging. In der Schule prüfte er auch, welche Fortschritte die Schüler in der Interpunktion gemacht hatten; nachdem er erklärte, wie wichtig dies sei, brummte der Bürgermeister: „Schulfuchserei. An einem Komma und solchen Kleinigkeiten ist doch nichts gelegen.“

Da rief der Schulinspektor einen Jungen auf und diktierte ihm einen Satz, den er an die Wandtafel schreiben sollte. Wort um Wort malte der Schüler auf die Tafel: „Der Bürgermeister sagt, der Inspektor ist ein Esel.“ Der Schüler führte seine Aufgabe richtig aus.

Nun verlangte der Inspektor, die Interpunktion solle verändert werden. Ein Komma solle hinter das Wort Bürgermeister, und ein zweites nach dem Wort Inspektor gesetzt werden. Nun stand an der Tafel: „Der Bürgermeister, sagt der Inspektor, ist ein Esel.“ Da begriff der Bürgermeister, daß es mit der Interpunktion doch seinen Haken hat. M. Sch.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Stephan Steinlein in Stuttgart / in Deutsch-Österreich verantwortlich Robert Mohr in Wien

